

A black and white portrait of Erich Fromm, wearing glasses and a dark jacket, is overlaid on a green background. The portrait is positioned on the left side of the cover.

ERICH  
FROMM

Überfluss  
und Überdruß  
in unserer  
Gesellschaft

 OPEN  
PUBLISHING



# Überfluss und Überdruss in unserer Gesellschaft

Erich Fromm  
(1983b [1971])

Als E-Book herausgegeben und kommentiert von Rainer Funk

*Überfluss und Überdruss in unserer Gesellschaft* lauteten sechs Rundfunkbeiträge im Süddeutschen Rundfunk, die Erich Fromm im Jahr 1971 hielt. Erstveröffentlichung der Printversion 1983 in dem Sammelband *Über die Liebe zum Leben. Rundfunksendungen*, hg. von Hans Jürgen Schultz, Stuttgart (Deutsche Verlags-Anstalt), S. 11-53. Mit textlichen Verbesserungen durch Rainer Funk wiederabdruckt in *Erich Fromm Gesamtausgabe in zwölf Bänden*, München (Deutsche Verlags-Anstalt und Deutscher Taschenbuch Verlag) 1999, Band XI, S. 305-337.

Die E-Book-Ausgabe orientiert sich an der von Rainer Funk herausgegebenen und kommentierten Textfassung in der *Erich Fromm Gesamtausgabe in zwölf Bänden*, München (Deutsche Verlags-Anstalt und Deutscher Taschenbuch Verlag) 1999, Band XI, S. 305-337.

Die Zahlen in [eckigen Klammern] geben die Seitenwechsel in der *Erich Fromm Gesamtausgabe in zwölf Bänden* wieder.

Copyright © 1971 by Erich Fromm; Copyright © 1983 by The Estate of Erich Fromm. Copyright © als E-Book 2015 by The Estate of Erich Fromm. Copyright © Edition Erich Fromm 2015 by Rainer Funk.

# Inhalt

## Überfluss und Überdruß in unserer Gesellschaft

### Inhalt

1. Der passive Mensch
2. Die moderne Langeweile
3. Die produzierten Bedürfnisse
4. Die Krise der patriarchalen Ordnung
5. Das Fiasko der Religion
6. Wider die Grenzen des menschlichen Wachstums

### Literaturverzeichnis

### Der Autor

### Der Herausgeber

### Impressum

# 1. Der passive Mensch

Wenn ich über das Thema „Überfluss und Überdruß“ sprechen soll, dann ist zunächst eine Bemerkung über den Sinn dieser beiden Worte angebracht.

[1] Das ist nicht nur in diesem Fall, sondern überhaupt so. Wenn man die Bedeutung, den eigentlichen Sinn eines Wortes versteht, dann versteht man häufig schon gewisse Probleme besser, die mit diesem Wort beim Namen genannt werden – eben aus dem Wortsinn und seiner Geschichte heraus.

Sehen wir uns die beiden Worte an. Das eine hat eine doppelte Bedeutung. Eine positive – dann bezeichnet „Überfluss“ das, was über das unbedingt Notwendige hinausgeht: das Über-Fließende. Sie denken vielleicht an die biblische Vorstellung von dem „Land, darin Milch und Honig fließt“. Oder Sie denken daran, wenn Sie ein schönes Zusammensein beschreiben wollen, ein Fest, bei dem es Wein und was Sie sonst mögen im Überfluss gab. Sie meinen dann etwas sehr Erfreuliches, nämlich keine Kargheit, keinen Mangel, kein Vorsichtigsein, dass man ja nicht etwas zuviel nimmt. Das ist der angenehme Überfluss, also das Über-Fließende.

Aber „Überfluss“ kann auch eine negative Bedeutung haben, und die drückt sich aus in dem Wort „überflüssig“, im Sinn von zwecklos und verschwendet. Wenn Sie einem Menschen sagen: „Du bist hier ganz überflüssig“, dann meinen Sie: „Du verschwindest besser“, Sie meinen nicht: „Wie schön, dass du hier bist“ – wie Sie es etwa meinen, wenn sie vom Wein im Überfluss reden. Also Überfluss kann überfließend und Überfluss kann überflüssig sein, und man muss sich fragen, in welchem Sinn hier von Überfluss die Rede ist.

Nun ein Wort zum „Überdruß“ bzw. „Verdruß“. „Verdruß“ kommt von „verdrießen“ und heißt im Mittelhochdeutschen: „Langeweile erregen“, im Gotischen zum Beispiel heißt es sogar: „Ekel erregen“. Verdruß ist also das, was Langeweile, Ekel und Ärger erzeugt. Im Französischen haben Sie noch eine andere Bedeutung von Langeweile: Das Wort *ennui* stammt vom lateinischen *innodiare* und bedeutet „Im-Hass-Sein, Hass erregen“.

Wir können uns schon jetzt fragen, ob hier nicht bereits die Sprache andeutet, dass der überflüssige Überfluss zur Langeweile führt, zum Ekel und zum Hass. Dann hätten wir zu prüfen: Leben wir im Überfluss? Wir – damit meine ich die moderne [XI-308] Industriegesellschaft, wie sie sich in

den Vereinigten Staaten, in Kanada, in Westeuropa entwickelt hat. Leben wir im Überfluss? Wer lebt im Überfluss in unserer Gesellschaft, und was ist das für ein Überfluss: überflüssiger Überfluss oder überfließender Überfluss – sagen wir's ganz einfach, guter Überfluss oder schlechter Überfluss? Führt unser Überfluss zum Überdruß? Muss Überfluss zum Überdruß führen? Und wie sieht denn der gute, überfließende, überschäumende Überfluss aus, der nicht zum Überdruß führt? Diese Frage zu erörtern, ist das Interesse dieser Vorträge.

Lassen Sie mich zunächst eine Vorbemerkung machen, die psychologischer Natur ist. Ich will, da ich Psychoanalytiker bin, in diesen Ausführungen immer wieder von psychologischen Fragen sprechen, und da möchte ich Sie darauf vorbereiten, dass ich von einem bestimmten Gesichtspunkt aus spreche, nämlich von dem der Tiefenpsychologie oder der analytischen Psychologie – was ungefähr dasselbe meint. Ich möchte kurz erwähnen, was vielen von Ihnen bekannt ist: Es gibt zwei Wege, zwei Möglichkeiten, das Problem des Menschen psychologisch zu studieren. Die akademische Psychologie studiert den Menschen zur Zeit meistens vom Standpunkt der Verhaltensforschung oder – wie man das auch nennt – des Behaviorismus aus. Das heißt, man studiert nur das, was man unmittelbar sehen und beobachten kann, was direkt sichtbar, also auch messbar und wiegbar ist. Denn was man nicht unmittelbar sehen und beobachten kann, das kann man natürlich auch nicht messen und nicht wiegen, jedenfalls nicht exakt genug.

Die tiefenpsychologische, psychoanalytische Methode geht anders vor. Sie hat ein anderes Ziel. Sie untersucht eine Handlung, ein Verhalten nicht einfach von dem Standpunkt her, was man sehen kann. Sie fragt vielmehr nach der Qualität dieses Verhaltens, nach der dem Verhalten zugrunde liegenden Motivation. Lassen Sie mich ein paar kleine Beispiele geben. Sie können beschreiben: Ein Mensch lächelt. Das ist eine Verhaltensweise, die man fotografieren, die man muskulär beschreiben kann usw. Aber Sie wissen doch, dass es einen Unterschied gibt zwischen dem Lächeln einer Verkäuferin im Laden, dem Lächeln eines Menschen, der Ihr Feind ist, der jedoch seine Feindseligkeit verbergen will, oder dem Lächeln eines Freundes, der sich freut, Sie anzusehen. Sie kennen den Unterschied von vielen hundert Arten von Lächeln, die aus verschiedenen seelischen Motiven kommen: Das ist zwar alles Lächeln, was es aber ausdrückt, kann etwas ganz Entgegengesetztes sein, das kein Apparat messen oder auch nur wahrnehmen kann, denn das kann nur einer, der kein Apparat ist, und das sind Sie selbst. Sie beobachten nicht nur mit dem Gehirn, sondern ebenso –

wenn ich das so altmodisch ausdrücken darf – mit dem Herzen. Ihre ganze Person erfasst das, was da vorgeht, und hat ein Gespür dafür, was für ein Lächeln das ist. Und wenn Sie kein Gespür dafür haben, dann erleben Sie natürlich viele Enttäuschungen in Ihrem Leben.

Oder nehmen Sie eine ganz andere Beschreibung eines Verhaltens: Ein Mensch isst. Ja klar, er isst. Aber wie isst er? Einer schlingt. Ein anderer isst so, dass man erkennen kann, dass er sehr pedantisch ist und Wert darauf legt, dass alles ganz ordentlich zugeht und der Teller leer gegessen wird. Der nächste isst, ohne zu schlingen, ohne gierig zu sein; es schmeckt ihm; er isst einfach nur, und es tut ihm gut.

Oder nehmen Sie ein weiteres Beispiel: Ein Mensch schreit und bekommt einen roten [XI-309] Kopf. Da sagen Sie: Er ist wütend. Sicher ist er wütend. Dann sehen Sie ihn sich etwas genauer an und fragen sich, was in diesem Menschen (vielleicht kennen Sie ihn) vorgeht, und plötzlich merken Sie: Er ist ja ängstlich, er ist erschreckt und fürchtet sich, und die Wut ist nur eine Reaktion auf seine Angst. Und dann schauen Sie vielleicht noch etwas tiefer und stellen fest: Das ist ein Mensch, der sich eigentlich hilflos und impotent vorkommt, der vor allem, vor dem ganzen Leben, Angst hat. Nun haben Sie drei Beobachtungen gemacht: dass er wütend ist, dass er Angst hat und dass er ein tiefes Gefühl der Hilflosigkeit verspürt. Alle drei Beobachtungen sind richtig. Aber sie beziehen sich auf verschiedene Schichten seiner Struktur. Die Beobachtung, die sich auf das Gefühl der Ohnmacht bezieht, ist diejenige, die am tiefsten beschreibt, was in dem Menschen vorgeht, und diejenige, die nur die Wut registriert, ist die oberflächlichste. Das heißt, wenn Sie nun auch wütend werden und in Ihrem Gegenüber nichts anderes als einen wütenden Menschen sehen, dann treffen Sie vorbei. Wenn Sie aber hinter der Fassade des wütenden den ängstlichen Menschen sehen, den sich ohnmächtig fühlenden, dann werden Sie sich ihm anders nähern, und es kann passieren, dass seine Wut sich legt, weil er sich nicht mehr bedroht fühlt.

Vom Standpunkt der Psychoanalyse aus sind wir in alledem, was wir hier besprechen, nicht in erster Linie und schon gar nicht ausschließlich daran interessiert zu erfahren, wie sich ein Mensch, ganz von außen betrachtet, *verhält*, sondern welche *Motive*, welche Intentionen er hat, ob sie nun unbewusst sind oder bewusst. Wir fragen nach der Qualität seines Verhaltens. Ein Kollege von mir – Theodor Reik – hat einmal das Wort geprägt: „Der Analytiker hört mit dem dritten Ohr.“ Das ist ganz richtig. Man kann auch sagen – und das ist eine ältere Redewendung: Er liest zwischen den Zeilen. Er sieht nicht nur das, was ihm direkt dargeboten

wird, sondern er sieht in dem Dargebotenen und Beobachtbaren etwas mehr, nämlich etwas vom Kern der Persönlichkeit, die da handelt und von der jede Handlung nur ein Ausdruck ist, eine Manifestation, die jedoch stets eingefärbt wird von der gesamten Persönlichkeit. Es gibt keinen Akt des Verhaltens, der nicht eine Geste des ganz spezifischen Menschen wäre, und deshalb gibt es auch letztlich nie zwei Verhaltensakte, die identisch sind, sowenig es zwei Menschen gibt, die identisch sind. Sie mögen sich ähnlich, sie mögen einander verwandt sein – dieselben sind sie nie. Es gibt keine zwei Menschen, die die Hand in genau derselben Weise heben, die in derselben Weise gehen, die in derselben Weise ihren Kopf neigen. Aus diesem Grunde können Sie manchmal einen Menschen schon an seinem Gang erkennen, obwohl Sie sein Gesicht nicht sehen. Der Gang ist für einen Menschen so charakteristisch wie sein Gesicht, gelegentlich sogar mehr: denn das Gesicht kann er verstellen, den Gang viel schwerer. Mit dem Gesicht kann man lügen, das ist die Eigenart des Menschen, die er dem Tier voraus hat. Mit dem Gang zu lügen ist schon schwieriger, obwohl man auch dies lernen kann.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen möchte ich mich nun dem Konsumieren als einem psychologischen oder richtiger, einem psychopathologischen Problem zuwenden. Sie werden fragen: Was soll das? Konsumieren – das muss doch jeder. Jeder Mensch muss essen und trinken, er hat Kleider, eine Wohnung, kurz, er braucht und verbraucht vieles, und das nennt man „konsumieren“. Was gibt es da also für ein psychologisches Problem? Das ist einfach die Natur – um zu leben, muss man konsumieren. [XI-310] Aber hier bin ich schon beim springenden Punkt: Konsumieren und konsumieren ist nicht dasselbe. Es gibt ein Konsumieren, das zwanghaft ist und auf Gier zurückgeht. Es ist ein Drang, immer mehr zu essen, immer mehr zu kaufen, immer mehr zu besitzen, immer mehr zu benutzen.

Nun werden Sie vielleicht sagen: Ist das nicht normal? Schließlich wollen wir das, was wir haben, alle gern erweitern und vermehren. Das Problem ist höchstens, dass man nicht genug Geld hat, aber nicht, dass an dem Wunsch nach Erweiterung und Vermehrung etwas falsch sei. (...) Ich verstehe sehr wohl, dass viele von Ihnen so denken. Doch ich möchte Ihnen mit einem Beispiel zeigen, dass die Sache nicht so einfach ist. Ich meine ein Beispiel, von dem Sie gewiss schon gehört haben, und ich hoffe, nur wenige sind davon selbst betroffen. Nehmen Sie einen Menschen, der an Fettsucht leidet, der ganz einfach zu viel wiegt. Das kann endokrine Gründe haben – davon wollen wir hier nicht reden. Oft hat es aber nur den einen Grund,



dass jemand einfach zuviel isst. Er nascht mal hier, mal da, am liebsten Süßigkeiten, immerzu wendet er sich etwas zu. Und wenn Sie aufmerksamer hinschauen, dann stellen Sie fest, dass er nicht einfach nur ununterbrochen isst, sondern dass eine Gier ihn dazu treibt. Er muss essen, er kann's nicht lassen, so wie viele Leute es nicht lassen können zu rauchen. Und Sie wissen ja, dass Menschen, die zu rauchen aufhören, plötzlich anfangen, mehr zu essen. Sie entschuldigen sich dann mit der Erklärung, dass man eben dicker wird, wenn man das Rauchen einstellt. Und das ist eine der schönen Rationalisierungen, um das Rauchen nicht aufgeben zu müssen. Warum? Weil dieselbe Gier, etwas in den Mund zu nehmen, etwas zu verschlingen, im Essen oder im Rauchen oder im Trinken oder auch im Kaufen zum Ausdruck kommt.

Folgt ein Mensch, der gierig und zwanghaft isst, trinkt und raucht, der Warnung seines Arztes, nicht so weiterzumachen, weil er sonst an einem Herzschlag sterben wird, so kann man immer wieder beobachten, dass ein solcher Mensch plötzlich ängstlich wird, unsicher, nervös, deprimiert. Hier zeigt sich dann ein merkwürdiger Zusammenhang: Das Nichtessen, das Nichttrinken, das Nichtrauchen kann Angst machen. Es gibt Menschen, die essen oder kaufen, nicht um zu essen oder zu kaufen, sondern um ihre ängstliche oder deprimierte Stimmung zu unterdrücken. Sie konsumieren gesteigert, um aus ihrer Verstimmung herauszufinden. Der Konsum verspricht ihnen Heilung, und tatsächlich lässt die depressive oder ängstliche Grundgestimmtheit ein wenig nach, wenn die Gier befriedigt worden ist. Die meisten von uns werden bestätigen können, dass sie, wenn sie sich ängstlich oder deprimiert fühlen, leichter an den Eisschrank gehen, auch ohne sonderlichen Appetit etwas essen oder trinken und sich damit scheinbar beschwichtigen. Mit anderen Worten: Essen und Trinken kann in Wirklichkeit häufig die Funktion einer Droge übernehmen, einer Beruhigungspille. Diese ist sogar angenehmer, denn sie schmeckt auch noch gut.

Der deprimierte Mensch fühlt in sich so etwas wie eine Leere, als ob er gelähmt sei, als ob ihm etwas fehle zur Aktivität, als ob er sich nicht recht bewegen könne in Ermangelung von etwas, das ihn bewegen würde. Wenn er dann etwas in sich aufnimmt, so mag das Gefühl der Leere, der Lähmung, der Schwächung für eine Weile von ihm weichen, und er spürt: Ich bin doch wer, ich habe ja etwas, ich bin nicht nichts. Man füllt sich mit Dingen, um innere Leere zu verdrängen. Das ist der *passive* Mensch, der ahnt, [XI-311] dass er wenig ist und der diese Ahnung vergessen macht, indem er

konsumiert und zum *homo consumens* wird.

Jetzt habe ich den Begriff „passiver Mensch“ gebraucht, und Sie werden mich fragen, was ich darunter verstehe. Was ist denn Passivität, was Aktivität? Da muss ich zunächst einmal auf das moderne Verständnis von Passivität und Aktivität eingehen, das Ihnen ja allen recht gut bekannt ist. Die populäre Auffassung nimmt an, dass Aktivität jedes auf einen Zweck gerichtete, Energie erfordernde Tun ist, also sowohl körperliche als auch geistige Arbeit oder zum Beispiel Sport, der ja meistens auch so verstanden wird, dass er entweder der Gesundheit dient oder dem Ansehen des Vaterlandes zugutekommt oder einen berühmt macht und Geld einbringt. Es ist gewöhnlich nicht die Freude an der Übung selbst, sondern ein bestimmter Effekt, um dessentwillen man Sport treibt. Aktiv ist einer, der sich anstrengt. In Amerika sagt man dann, er ist *busy*. Und *busy* und *business* sind dasselbe Wort.

Und wann ist man nach dieser Auffassung passiv? Nun, wenn der sichtbare Nutzen ausbleibt, wenn keine Leistung zu entdecken ist. Lassen Sie mich ein absichtlich einfaches Beispiel geben: Da ist ein Mensch, der sieht in die Landschaft, nur so, fünf Minuten, eine halbe Stunde oder gar eine Stunde, er tut nichts, er schaut bloß. Da er nicht einmal fotografiert, sondern sich still versenkt in das, was seine Augen wahrnehmen, wird man ihn vielleicht für merkwürdig halten und jedenfalls seine „Beschaulichkeit“ nicht gerade als Aktivität bezeichnen. Oder nehmen Sie (obwohl es diesen Anblick in unserer westlichen Kultur nicht oft gibt) einen Menschen, der meditiert, der versucht, sich seiner selbst bewusst zu werden, seiner eigenen Gefühle, seiner Stimmungen, seiner inneren Verfassung. Wenn er systematisch meditiert, so kann das Stunden dauern. Die Umgebung, die davon nichts versteht, wird ihn für einen passiven Menschen halten. Er tut nichts. Vielleicht vertreibt er nur alle Gedanken aus seinem Kopf, konzentriert sich darauf, an nichts zu denken, sondern nur zu sein. Das klingt Ihnen vielleicht seltsam. Probieren Sie's mal, zwei Minuten nur, und Sie werden merken, wie schwer das ist, wie Ihnen ständig etwas durch den Kopf geht, wie Sie an alles mögliche denken, meistens unwichtige Sachen, derer Sie sich aber nicht erwehren können, weil es kaum auszuhalten ist, nur dazusitzen und das Denken zu unterlassen.

Für große Kulturen in Indien und China ist diese Art der Meditation lebenswichtig. Bei uns ist das leider nicht so, weil wir ehrgeizig glauben, immer etwas tun zu müssen, was einen Zweck hat, womit man etwas erreicht, wobei etwas herauskommt. Aber lassen Sie einmal den Zweck

außer acht, versuchen Sie sich zu konzentrieren und haben Sie Geduld mit dieser Übung, so werden Sie womöglich feststellen, dass dieses Nichtstun Sie sehr erfrischt.

Nun also, ich wollte nur andeuten, dass wir in unserem modernen Sprachgebrauch unter Aktivität ein Tun mit sichtbarem Effekt verstehen, während Passivität zwecklos erscheint; sie ist eine Haltung, der man keinen Energieverbrauch anmerkt. Dass wir Aktivität und Passivität so einschätzen, hängt mit der Frage des Konsumierens zusammen: Wenn wir „schlechten Überfluss“ konsumieren, so ist unsere scheinbare Aktivität letztlich Passivität. Welche Form von schöpferischer Aktivität, von „gutem Überfluss“, von Fülle, von Widerstand wäre denkbar, um uns mehr als nur bloße Konsumenten sein zu lassen?

## 2. Die moderne Langeweile

Lassen Sie uns jetzt ein wenig über die klassische Auffassung von Aktivität und Passivität nachdenken, wie wir sie bei Aristoteles, bei Spinoza, bei Goethe, bei Marx oder bei vielen anderen Denkern in der westlichen Welt der letzten zweitausend Jahre finden. Da wird *Aktivität* als etwas verstanden, was die dem Menschen innewohnenden Kräfte zum Ausdruck bringt, was Leben gibt, was zur Geburt verhilft – sowohl den körperlichen wie den affektiven, den intellektuellen wie den künstlerischen Fähigkeiten. Wenn ich von den dem Menschen innewohnenden Kräften spreche, dann werden das vielleicht manche von Ihnen nicht ganz verstehen. Denn für gewöhnlich nehmen wir an, dass Kräfte, Energien in Maschinen vorhanden sind, nicht dagegen im Menschen. Und sofern der Mensch über Kräfte verfügt, so haben sie vornehmlich den Zweck, Maschinen zu erfinden und zu bedienen. Unsere Bewunderung der Kräfte in der Maschine nimmt zu; aber die Einsicht in die wunderbaren Kräfte im Menschen nimmt ab. Der Satz des griechischen Dichters in der *Antigone*: „Es gibt viel Wunderbares in der Welt, aber nichts ist wunderbarer als der Mensch“, hat für uns keine rechte Bedeutung mehr. Die Mondrakete erscheint uns oft weit wunderbarer als der kleine Mensch. Und in gewisser Weise glauben wir, dass wir mit unseren modernen Erfindungen viel wunderbarere Dinge erschaffen haben als Gott, als er den Menschen schuf.

Wir müssen umdenken, wenn wir unser Interesse dem Bewusstsein und der Entfaltung jener mannigfachen Kräfte, die als Potenz im Menschen sind, zuwenden. Nicht nur die Kraft, zu sprechen und zu denken, sondern eine immer größere Einsicht zu erhalten, eine immer größere Reife zu entwickeln, die Kraft der Liebe oder des künstlerischen Ausdrucks – alles das ist im Menschen gegeben und wartet darauf, verwirklicht zu werden. Aktivität, Tätigsein im Sinn der Autoren, die ich genannt habe, ist genau dies, die Ausgestaltung, die Manifestation dieser dem Menschen eigenen, aber zumeist verborgenen oder unterdrückten Kräfte.

Lassen Sie mich hier ein Zitat von Karl Marx vorlesen. Allerdings werden Sie sehr rasch merken, das ist ein Marx, der ganz anders ist als der, den man Ihnen an der Universität oder in der Presse oder in der Propaganda, von links und von rechts, darstellt. Ich zitiere aus den *Ökonomisch-philosophischen Manuskripten aus dem Jahre 1844* (MEGA I,3, S. 149 =

MEW Erg. I, S. 567): [XI-313]

Setze den Menschen als Menschen und sein Verhältnis zur Welt als ein menschliches voraus, so kannst du Liebe nur gegen Liebe austauschen, Vertrauen nur gegen Vertrauen etc. (...) Wenn du Einfluss auf andere Menschen ausüben willst, musst du ein wirklich anregend und fördernd auf andre Menschen wirkender Mensch sein. Jedes deiner Verhältnisse zum Menschen – und zu der Natur – muss eine bestimmte, dem Gegenstand deines Willens entsprechende Äußerung deines wirklichen individuellen Lebens sein. Wenn du liebst, ohne Gegenliebe hervorzurufen, das heißt, wenn dein Lieben als Lieben nicht die Gegenliebe produziert, wenn du durch deine Lebensäußerung als liebender Mensch dich nicht zum geliebten Menschen machst, so ist deine Liebe ohnmächtig, ein Unglück.

Sie sehen hier, dass Marx vom Lieben als von einer Aktivität spricht. Der moderne Mensch denkt eigentlich nicht daran, dass er mit Liebe etwas schafft. Er ist meistens und fast ausschließlich darum bekümmert, geliebt zu werden, nicht darum, selber lieben zu können, also mit Liebe Gegenliebe zu erzeugen und damit etwas Neues, Nichtdagewesenes in die Welt zu setzen. Deswegen meint er auch, dass Geliebtwerden entweder ein großer Zufall ist oder dass man es dadurch erwirkt, dass man sich alles Mögliche kauft, was angeblich dazu führt, geliebt zu werden – vom richtigen Mundwasser bis zum eleganten Anzug oder zum teuersten Auto. Nun, wie das mit dem Mundwasser und dem Anzug ist, das weiß ich nicht so genau. Doch es ist leider eine Tatsache, dass viele Männer ihres schneidigen Automobils wegen geliebt werden. Man muss allerdings hinzufügen, dass sich viele Männer auch mehr für den Wagen als für die Frau interessieren. Und dann ist ja scheinbar alles wieder in Ordnung – außer dass sich die beiden nach kurzer Zeit langweilen und vielleicht sogar hassen werden, weil sie sich gegenseitig betrogen haben oder betrogen fühlen. Sie glaubten, geliebt zu werden, während sie in Wirklichkeit etwas vorgetäuscht, aber keine aktive Liebe praktiziert haben.

Gleichermaßen versteht man im klassischen Sinne unter *Passivität* nicht, dass jemand dasitzt, nachdenkt, meditiert oder sich die Natur anschaut, sondern man meint damit das bloße Reagieren oder das bloße Getriebenwerden.

Das bloße Reagieren: Wir wollen nicht vergessen, dass wir meistens in der Weise aktiv sind, dass wir auf Stimuli, auf Reize, auf Situationen reagieren,

die, weil wir es gewöhnt sind, von uns erfordern, dass wir etwas tun, wenn ein entsprechendes Signal einsetzt. Der Pawlowsche Hund reagiert mit Appetit, sobald er die Glocke hört, die er einmal mit dem Futter assoziiert hat. Wenn er dann zum Futternapf saust, ist er natürlich sehr „aktiv“. Diese Aktivität ist jedoch nichts anderes als eine Reaktion auf einen Reiz. Er funktioniert wie eine Maschine. Unsere heutige Verhaltenspsychologie beschäftigt sich mit genau diesem Vorgang: Der Mensch ist ein reagierendes Wesen, man produziert einen Reiz, und prompt erfolgt eine Reaktion. Das kann man mit Ratten machen, mit Mäusen, mit Affen, mit Menschen, sogar mit Katzen, obwohl es da etwas schwieriger wird. Mit Menschen geht es leider am einfachsten. Man glaubt, dass alles menschliche Verhalten im Großen und Ganzen auf dem Prinzip von Lohn und Strafe beruht. Belohnung und Strafe sind die zwei großen Anreize, und es wird erwartet, dass sich der Mensch dazu verhält wie jedes Tier, indem er sich darauf einstellt, das zu tun, wofür er belohnt wird, und das zu unterlassen, wofür ihm eine Strafe angedroht wird. [XI-314] Er muss nicht einmal tatsächlich bestraft werden, die Drohung allein genügt schon. Allerdings ist es nötig, dass hier und da ein paar Menschen exemplarisch bestraft werden, damit die Drohung nicht zu einer leeren Drohung wird.

Und nun das Getriebensein: Sehen Sie sich einmal einen Betrunkenen an. Er ist oft sehr „aktiv“, er schreit und gestikuliert. Oder denken Sie an einen Menschen in jenem psychotischen Zustand, den man Manie nennt. Ein solcher Mensch ist überaktiv, er traut sich zu, der Welt zu helfen, er redet, er telegraphiert, er sorgt für Umtrieb. Er bietet das Bild einer ungeheuren Aktivität. Aber wir wissen, der Motor solcher Aktivität ist beim einen der Alkohol und beim manisch Kranken irgendeine elektrochemische Unordnung in seinem Gehirn. Ihre Äußerungen jedoch sind die einer extremen Aktivität.

„Aktivität“ als bloße Reaktion auf einen Reiz oder als Getriebensein in der Form einer Leidenschaft ist im Grunde eine Passivität, auch wenn sie noch soviel Aufhebens von sich macht. Das Wort Leidenschaft hängt ja zusammen mit Leiden. Wenn man von einem sehr leidenschaftlichen Menschen spricht, dann verwendet man einen recht zwiespältigen Ausdruck. Schleiermacher hat einmal gesagt: „Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.“ Das gilt nicht nur für die Eifersucht, sondern für jede Leidenschaft, in der der Mensch getrieben wird: die Ehrsucht, die Geldsucht, die Machtsucht, die Esssucht. Alle Süchte sind Leidenschaften, die Leiden schaffen. Sie sind Passivitäten. Das lateinische Wort *passio* ist ja identisch mit unserem Wort Leiden. Unser heutiger Sprachgebrauch ist an

dieser Stelle etwas verwirrt, weil man unter Leidenschaft ganz Verschiedenes versteht. Darauf aber will ich jetzt nicht eingehen.

Wenn Sie sich nun einmal die Aktivität des bloß reagierenden oder des getriebenen Menschen anschauen, also eben des passiven Menschen im klassischen Sinn, so merken Sie, dass seine Reaktion nie etwas Neues bewirkt. Sie ist Routine. Die Reaktion vollzieht immer wieder dasselbe: Auf denselben Reiz folgt dieselbe Reaktion. Sie wissen genau, was passieren wird. Alles ist berechenbar. Hier ist keine Individualität, Kräfte entfalten sich nicht, alles erscheint programmiert: derselbe Reiz, derselbe Effekt. Es findet das statt, was man bei Ratten im Tierlaboratorium beobachtet. Genauso gilt in der Verhaltenspsychologie, die den Menschen primär für einen Mechanismus hält, dass er mit bestimmten Reaktionen auf bestimmte Reize reagiert. Diesen Vorgang zu erfassen, ihn zu erforschen und aus ihm Rezepte abzuleiten – das nennt man dann Wissenschaft. Vielleicht ist das Wissenschaft. Aber menschlich ist es nicht! Denn der lebendige Mensch reagiert eigentlich niemals in immer derselben Weise. Er ist in jedem Augenblick ein anderer Mensch. Wenn er auch niemals total anders ist, so ist er jedenfalls niemals derselbe. Heraklit hat das so ausgedrückt: „Es ist unmöglich, zweimal in denselben Fluss zu steigen.“ Denn es gilt: „Alles fließt.“ Ich würde sagen: Die Verhaltenspsychologie mag eine Wissenschaft sein, aber sie ist keine Wissenschaft vom Menschen, sondern eine vom entfremdeten Menschen mit entfremdeten Methoden, unternommen von entfremdeten Forschern. Sie ist zwar imstande, gewisse Aspekte des Menschen hervorzuheben. Doch gerade an das Lebendige, an das spezifisch Menschliche rührt sie nicht.

Ich möchte den Unterschied zwischen Aktivität und Passivität mit einem Beispiel [XI-315] verdeutlichen, das in der amerikanischen Industrie-Psychologie eine große Rolle gespielt hat. Professor Elton Mayo hat folgendes Experiment angestellt, als er von der Western Electric Company beauftragt wurde, zu prüfen, wie man die Produktivität von ungelerten Arbeiterinnen in den Hawthorne-Werken in Chicago steigern könne. Man war damals der Meinung, vielleicht arbeiten sie besser, wenn man ihnen am Morgen zehn Minuten frei gibt und vielleicht zehn weitere Minuten als Kaffeepause etc. Diese ungelerten Arbeiterinnen mussten etwas tun, was sehr monoton ist, nämlich Spulen aufwickeln. Dazu gehört keine Kunst, keine Anstrengung, es ist das Passivste und Eintönigste, was man sich vorstellen kann. Da hat Elton Mayo ihnen sein Experiment erklärt und zunächst einmal die Kaffeepause am Nachmittag eingeschaltet. Sofort stellte

sich heraus, dass die Produktivität stieg. Dann hat er zusätzlich die Pause am Vormittag installiert, und wieder stieg die Produktivität. Weitere Vergünstigungen hatten weitere Produktivität zur Folge, so dass die Rechnung voll aufging.

Ein gewöhnlicher Professor hätte an dieser Stelle das Experiment beendet und den Direktoren der Western Electric Company empfohlen, durch einen Zeitverlust von zwanzig Minuten eine höhere Produktivität zu erzielen. Anders Elton Mayo, der ein einfallsreicher Mann war. Er hat sich nämlich gefragt, was geschehen würde, wenn er die Vorteile wieder streichen würde. So hat er zunächst die Kaffeepause rückgängig gemacht – und die Produktionssteigerung ging weiter. Dann hat er die Vormittagspause rückgängig gemacht und die Produktionssteigerung ging weiter. Und so fort. Womöglich hätten an dieser Stelle einige Professoren achselzuckend festgestellt: Naja, man sieht eben, das Experiment ist nicht aussagekräftig. (...) Aber in unserem Falle tauchte plötzlich der Gedanke auf: Womöglich haben die ungelerten Arbeiterinnen zum ersten Mal in ihrem Leben Interesse gewonnen an dem, was sie in der Fabrik taten. Das Spulenaufrollen blieb langweilig und eintönig wie eh und je; aber man hatte sie in das Experiment eingeweiht, und so fühlten sie, dass sie in einem Zusammenhang wirkten, dass sie etwas beitrugen, das nicht nur für den Profit des anonymen Unternehmers, sondern für die ganze Belegschaft von Bedeutung war. Mayo konnte nachweisen, dass es dieses unerwartete Interesse, dieses Dabeiseinkönnen war, das die Produktivität der Arbeit gesteigert hatte, und nicht etwa die Pausen am Vor- oder Nachmittag. Das war Anlass und Anstoß zu einer neuen Denkweise: dass das Motiv für die Produktivität mehr im Interesse an der Arbeit selbst, als in Pausen, Gehaltserhöhungen und weiteren Bequemlichkeiten zu suchen ist. – Ich wollte hier nur den entscheidenden Unterschied zwischen Aktivität und Passivität aufzeigen. Solange die Arbeiterinnen kein Interesse hatten, waren sie passiv. In dem Augenblick, als ihnen Anteil an dem Experiment gegeben wurde, erwachte in ihnen ein Gefühl für Mitarbeit, sie wurden aktiv und änderten ihre Haltung grundlegend.

Nehmen wir nun einen anderen, viel einfacheren Fall. Denken Sie an einen Touristen, der – natürlich mit einer Kamera in der Hand – irgendwohin kommt und vor sich einen Berg, einen See, ein Schloss, eine Ausstellung sieht. Doch er sieht es eigentlich nicht direkt, sondern von vornherein im Blick auf das zu knipsende Bild. Die für ihn relevante Wirklichkeit ist die festgehaltene und die in Besitz genommene, nicht die vor ihm liegende



Wirklichkeit. Der zweite Schritt, das Bild, kommt vor dem ersten, dem Sehen selbst. Hat er das Bild in der Tasche, kann er es seinen Freunden zeigen, als [XI-316] habe er dieses aufgenommene Stück Welt selber erschaffen, oder er kann sich zehn Jahre später erinnern, wo er damals war. Wie auch immer – es ist das Foto, die künstliche Wahrnehmung, an die Stelle der ursprünglichen getreten. Viele Touristen gucken gar nicht erst; sie greifen sofort zum Apparat, während der gute Fotograf zunächst in sich aufnimmt, was er dann mit der Kamera aufnimmt, also sich erst in Beziehung setzt zu dem, was er dann fotografiert. Dieses vorausgehende Sehen ist etwas Aktives. Experimentell messen kann man diesen Unterschied nicht. Sie sehen ihn aber vielleicht am Gesichtsausdruck: Da freut sich einer, etwas Schönes gesehen zu haben. Dann mag er es fotografieren oder auch nicht. Es gibt auch (freilich wenige) Menschen, die von Fotos absehen, weil das Bild die Erinnerung verdirbt. Mit Hilfe des Bildes sehen Sie nichts als eine Erinnerung. Versuchen Sie aber, sich ohne ein Bild an die Landschaft zu erinnern, dann wird diese wiedergeboren in Ihnen. Die Landschaft kommt wieder, bis Sie sie so lebendig vor sich haben, wie sie ist. Es ist nicht einfach eine Erinnerung, die wieder zurückkommt, wie man sich an Worte erinnert. Sie selbst erschaffen die Landschaft neu, Sie selbst produzieren diesen Eindruck. Diese Art von Aktivität erfrischt, erheitert und verstärkt die Lebensenergie, während alle Passivität lustlos und deprimiert macht, ja manchmal sogar hasserfüllt.

Denken Sie an eine Gesellschaft, zu der Sie eingeladen worden sind. Sie wissen schon genau, was dieser oder jener sagen wird, was Sie sagen werden und was dann wieder er sagt. Es ist wie in der Maschinenwelt, klar und geregelt, was jeder sagt. Jeder hat seine Meinung, seine Ansicht. Nichts passiert – und wenn Sie dann heimgehen, sind Sie – tief drinnen – todmüde. Dabei wirkten Sie, während Sie dabei waren, wahrscheinlich ganz munter und aktiv: Sie haben ebenso geredet wie Ihr Gegenüber, vielleicht haben Sie sich sogar aufgeregt; aber es war trotzdem eine Unterhaltung voller Passivität, indem beide immer wieder nur sich selber vorgetragen haben, wie Reiz und Reaktion, dieselbe abgespielte, abgelegte Platte; nichts Neues ist dabei herausgekommen, pure Langeweile.

Nun ist es eine merkwürdige Tatsache in unserer Kultur, dass sich die Menschen nicht genügend bewusst sind, was für ein Leiden die Langeweile ist. Wenn jemand in Einzelhaft sitzt, aber auch schon, wenn irgendeiner aus was weiß ich für einem Grunde nichts mit sich anzufangen weiß, dann spürt er, falls er in sich nicht die Quellen hat, etwas Lebendiges zu tun, etwas zu

produzieren oder sich zur Besinnung zu rufen – dann spürt er die Langeweile als eine Last, als eine Belastung, als eine Lähmung, die er aus sich allein nicht zu erklären vermag. Langeweile ist eine der schlimmsten Foltern. Sie ist sehr modern und greift um sich. Der Mensch, der der Langeweile ausgeliefert ist, ohne sich gegen sie wehren zu können, fühlt sich wie ein schwer deprimierter Mensch. Warum merken die meisten Menschen nicht, was für ein Übel die Langeweile ist, was für ein Schmerz? Ich glaube, die Antwort auf diese Frage ist einfach: Wir produzieren heute viele Dinge, die man einnehmen kann und mit deren Hilfe man über die Langeweile hinwegkommt. Entweder nimmt man Beruhigungspillen oder man trinkt oder man geht von einer Cocktailparty zur anderen oder man streitet sich mit seiner Frau oder man lässt sich durch die Medien ablenken oder man gibt sich sexuellen Aktivitäten hin, um die Langeweile zu verbergen. Viele unserer Aktivitäten sind Versuche, die Langeweile nicht zum Bewusstsein kommen zu lassen. Aber vergessen Sie nicht das [XI-317] schlechte Gefühl, das Sie häufig haben, wenn Sie einen blöden Film gesehen oder sonstwie Ihre Langeweile verdrängt haben; vergessen Sie nicht den Katzenjammer, den Sie an sich feststellen, wenn Sie merken, es war eigentlich totdlangweilig, und Sie haben Ihre Zeit nicht genutzt, sondern totgeschlagen. Es ist merkwürdig in unserer Kultur: Wir tun alles, um Zeit zu retten, zu sparen, und haben wir sie gerettet oder gespart, schlagen wir sie tot, weil wir nicht wissen, was mit ihr anzufangen ist.

### 3. Die produzierten Bedürfnisse

Es ist eine weitverbreitete Meinung – nicht nur bei Laien, sondern auch unter vielen Wissenschaftlern –, dass der Mensch eine Maschine sei, die nach bestimmten physiologischen Erfordernissen funktioniert. Da gibt es Hunger und Durst, die Notwendigkeit zu schlafen, Sexualität und manches andere. Die physiologischen oder biologischen Bedürfnisse müssen befriedigt werden. Werden sie nicht befriedigt, wird der Mensch entweder neurotisch oder er stirbt gar, wie zum Beispiel beim Hunger. Werden sie aber befriedigt, dann ist scheinbar alles in Ordnung. Nun zeigt sich jedoch, dass dies nicht stimmt. Es kann sein, dass alle physiologischen und biologischen Bedürfnisse befriedigt werden und dass der Mensch trotzdem nicht befriedigt ist, also nicht im Frieden lebt mit sich selbst, sondern unter Umständen innerlich schwer krank ist, obgleich er scheinbar alles hat, was er braucht. Ihm fehlt die Anregung, mit der seine Aktivität angeregt wird.

Ich will ganz kurz einige Beispiele dafür erwähnen. Es gibt in den letzten Jahren einige interessante Experimente über den völligen Entzug von Reizen. Man bringt etwa einen Menschen in eine Isolierzelle, er hat gleichbleibende Temperatur, Licht, bekommt sein Essen hineingeschoben usw. – nur: Es gibt keinerlei Reiz, es herrscht ein Milieu wie etwa beim Fötus im Mutterleib. Und schon nach einigen Tagen dieses Experiments stellen sich bei diesen Menschen gravierende krankhafte, häufig schizophrene Züge heraus. Obwohl sie physiologisch befriedigt waren, ist der Zustand solcher Passivität psychologische Krankheit erzeugend, er hat sogar Irrsinn zur Folge. Dieselbe Situation, die beim Fötus noch normal ist (obwohl selbst da gar kein so vollkommener Reizentzug vorliegt wie in diesem Experiment), wird beim erwachsenen Menschen zu einer pathogenen Situation.<sup>[2]</sup>

Oder man hat aufschlussreiche Versuche unternommen, in denen Menschen gehindert wurden zu träumen. Ihn am Träumen zu hindern, ist möglich auf Grund der Beobachtung, dass sich die Augen sehr schnell bewegen, wenn der Mensch träumt. Weckt man ihn dann, so kann man ihn am Träumen hindern. Es ergaben sich bei diesen Menschen erhebliche Krankheitssymptome. Das bedeutet, dass das Träumen eine Notwendigkeit ist. Der Mensch bleibt auch im Schlaf seelisch und geistig aktiv. Und wenn man diese Aktivität unterbindet, wird er krank. [XI-319]

Der Tierpsychologe Harlow hat mit Affen experimentiert. Ihm fiel auf, dass die Affen zehn Stunden lang in einem komplizierten Versuch tätig waren, sie hatten mit Beharrlichkeit eine bestimmte Konstruktion zu entflechten und blieben geduldig bei der Sache, ohne jede Belohnung oder Bestrafung, ohne jedes Element der Reizreaktionskette, einfach aus Interesse an der Arbeit selbst. Denn auch Tiere – speziell die Primaten – können höchst interessiert sein und sind nicht allein dadurch motiviert, dass sie Futter bekommen oder dass sie Angst haben, bestraft zu werden.

Der Mensch hat schon vor 30°000 Jahren Kunst entwickelt. Man sagt gerne, das diene doch bloß magischen Zwecken. Denken Sie etwa an die Höhlengemälde mit den wunderschönen Tierbildern voll der graziösesten Bewegungen. Sie sind entstanden, weil die Menschen glaubten, sich durch solche Zeichnungen mehr Erfolg bei der Jagd zu sichern. Das mag ja so sein. Aber ist damit die Schönheit wirklich erklärt? Für magische Zwecke bedurfte es nicht einer so kunstvollen Bemalung und Ausschmückung der Höhlen oder von Vasen. Vielmehr war die Schönheit, die wir heute noch wahrnehmen und genießen können, eine Zugabe. Das heißt, der Mensch hat über das Interesse am Praktischen, am Zweckmäßigen, am Gebrauchsgegenstand hinaus ein Interesse, aktiv zu sein im Sinne des Schöpferischen, des Gestaltens, der Entwicklung von Kräften, die in ihm sind.

Der deutsche Psychologe Karl Bühler hat ein sehr schönes Wort geprägt, nämlich das Wort von der „Funktionsfreude“. Es soll besagen, dass Tätigsein eine Freude mit sich bringen kann, die darin liegt, dass der Mensch sein Funktionieren genießt, und zwar nicht, weil er dieses oder jenes braucht, sondern weil der Akt des Erschaffens, das Ausdrücken der eigenen Fähigkeiten, selbst Freude schafft. Das hat natürlich Konsequenzen für die Erziehung. Eine geniale Italienerin, Maria Montessori, hat erkannt, dass man mit dem alten Prinzip von Belohnung und Bestrafung zwar die Kinder dressiert, aber nicht erzieht. Inzwischen bestätigen zahlreiche Untersuchungen, dass in der Tat der Mensch besser lernt, wenn die Tätigkeit selbst eine immanente Befriedigung schafft. Ich glaube, der Mensch ist nur er selbst, wenn er sich äußert, wenn er die ihm innewohnenden eigenen Kräfte ausdrückt. Wenn das nicht geschieht, wenn er nur „hat“ und benützt, statt zu „sein“, dann verfällt er, dann wird er zum Ding, dann wird sein Leben sinnlos. Es wird zum Leiden. Die echte Freude liegt in der echten Aktivität, und echte Aktivität ist der Ausdruck, ist das Wachstum der menschlichen Kräfte. Vergessen Sie nicht, auch rein gehirnphysiologisch

kann man feststellen, dass die Anstrengung des Kopfes zum Wachstum der Gehirnzellen führt. Diese Erweiterung kann man sogar wiegen. Das ist gar nicht so verschieden von den Muskeln, die man beansprucht. Bei bloß routinemäßiger Tätigkeit beweisen sie nur, was sie ohnedies schon sind, aber nicht, was sie sein könnten.

Nun möchte ich unseren Überlegungen über den Überfluss einige ökonomische und gesellschaftliche Aspekte hinzufügen. Es lassen sich in der Geschichte der Menschheit einige Hauptphasen unterscheiden. Vielleicht können wir mit dem Hinweis beginnen, dass in einer lange dauernden Phase der Affe zum Menschen wurde. Das hat einige hunderttausend Jahre gedauert. Und dieser Übergang ist nicht ein bestimmter Schritt oder Augenblick, sondern ein Prozess, in dem sich ganz langsam Quantitatives [XI-320] in Qualitatives verwandelt hat. Mehr oder weniger abgeschlossen erscheint der Mensch erst vor 60°000 Jahren, aus dem sich dann der moderne Mensch, der *homo sapiens sapiens*, vor ungefähr 40°000 Jahren entwickelt hat. Da also fangen wir an. Das klingt eigentlich ungeheuer kurz.

Worin unterscheidet sich der Mensch vom Tier? Es ist nicht der aufrechte Gang. Der war schon viel früher bei den Affen da, lange bevor sich das Gehirn weiterentwickelt hat. Es ist auch nicht die Benutzung von Werkzeugen, sondern es ist etwas entscheidend Neues, eine ganz andere Qualität: das Selbstbewusstsein. Das Tier hat auch ein Bewusstsein, es hat ein Bewusstsein von den Objekten, es weiß, das ist dies und das ist jenes. Aber als der Mensch geboren wird, da hat er ein anderes, ein neues Bewusstsein, nämlich das Bewusstsein von sich selbst: Er weiß, dass er ist und dass er anders ist, getrennt von der Natur, getrennt auch von anderen Menschen. Er erlebt sich selbst. Er ist sich bewusst, dass er denkt, dass er fühlt. Dafür gibt es – nach allem, was wir wissen – im Tierreich keine Analogie. Das ist das Spezifische, das den Menschen zum Menschen macht.

Von dem Moment an, da der Mensch gewissermaßen als voller Mensch geboren wird, lebt er, grob gerechnet, für 30°000 Jahre in einer Situation allgemeiner Not, allgemeinen Mangels. Er ist Jäger und gewinnt sich seinen Lebensunterhalt, indem er Tiere jagt, indem er Sachen sammelt, die er gebrauchen kann und die er findet, ohne sie kultiviert zu haben. Das Leben in diesem Zeitraum ist gekennzeichnet durch Armut, durch Dürftigkeit. Doch dann kommt eine große Revolution. Man hat sie gelegentlich die neolithische Revolution genannt. Sie liegt jetzt ungefähr 10°000 Jahre zurück. Der Mensch fängt an, materiell zu produzieren. Er lebt nicht mehr

von dem, was ihm „zufällt“ oder was er erjagen kann, sondern er wird zum Ackerbauern oder Tierzüchter. Er produziert mehr, als er momentan braucht, indem er sein Denken, seine Geschicklichkeit, seine Voraussicht dazu verwendet, selber etwas herzustellen.

Uns mag heute der Bauer mit einem einfachen Pflug als sehr primitiv erscheinen; aber in Wirklichkeit ist er der erste, der über die reine Abhängigkeit von der Natur, in der der Mensch zuvor gelebt hat, hinausgeht und beginnt, mit seinem Gehirn, mit seinem menschlichen Vorstellungsvermögen, mit seiner Tüchtigkeit auf die Welt Einfluss zu nehmen und sich Lebensräume zu schaffen. Er plant, er baut vor und sorgt erstmalig für relativen Überfluss. Es blieb nicht lange bei dem primitiven Ackerbau und der Tierzucht. Es entstand Kultur, es entstanden Städte, und so leitete sich rasch eine zweite Epoche ein: eben die des relativen Überflusses. Ich meine mit „relativem Überfluss“, dass zwar die frühere Armut und Dürftigkeit überwunden worden ist, dass aber der Überfluss nicht ausreichte, um alle daran teilhaben zu lassen. Es bildete sich eine Minorität aus denen, die die Gesellschaft geleitet haben und denen Macht zuwuchs und die das Beste für sich behielten, so dass für die Majorität nur blieb, was übrig war. Der Tisch war nicht für alle gedeckt. Der Überfluss war nicht allen zugänglich. So können wir, verkürzt und vereinfacht, von dem relativen Überfluss oder dem relativen Mangel sprechen, der seit dem Beginn der neolithischen Revolution geherrscht hat und in veränderten Maßstäben noch heute herrscht.

Der relative Überfluss ist wie ein zweischneidiges Schwert. Auf der einen Seite ist es dem Menschen gelungen, Kultur hervorzubringen. Er hatte die materielle Basis, um [XI-321] Bauwerke zu errichten, um Staaten zu organisieren, um Philosophen zu ernähren usw. Auf der andern Seite führte der relative Mangel dazu, dass die kleine Gruppe die große Gruppe ausbeuten musste. Ohne die Majorität hätte diese Wirtschaft, die Ökonomie nicht gedeihen können. Die Kriegführung ist nicht, wie manche Leute gern behaupten, im menschlichen Instinkt, in seinem natürlichen Zerstörungstrieb begründet; die Kriegführung fängt überhaupt erst im neolithischen Zeitalter an, dann nämlich, als es etwas gibt, was wert ist, weggenommen zu werden. Erst dann haben die Menschen ihr Zusammenleben in einer Weise eingerichtet, dass sie den Krieg als Institution erfinden können, um andere, die etwas haben, was man selber haben will, zu überfallen. Wir pflegen für den Krieg komplizierte Erklärungen zur Hand zu haben. „Wir werden bedroht!“ heißt es, um den Krieg zu rechtfertigen. In Wirklichkeit waren

seine Ursachen meistens leicht durchschaubar.

So haben wir dem relativen Überfluss, dieser Errungenschaft des neolithischen Zeitalters, einerseits die Kultur, andererseits den Krieg und die Ausbeutung von Menschen durch Menschen zu verdanken. Seither hat der Mensch mehr oder weniger im Zoo gelebt. Demnach ist unsere ganze Psychologie, die auf der Beobachtung des Menschen beruht, zu vergleichen mit dem Stadium in der Tierbeobachtung, wo alle Kenntnis vom Tier aufgebaut ist auf der Kenntnis der Tiere im Zoo und nicht auf der Kenntnis der Tiere in der Wildnis. Gerade in der Psychologie hat sich gezeigt, dass sich die Tiere im Zoo wesentlich anders verhalten als die Tiere in der Wildnis. Solly Zuckerman hat im Londoner Zoo im Regents Park beobachtet, dass die Mantelpaviane dort ungeheuer aggressiv waren. Er hat zunächst angenommen, das liege im Wesen eben dieser Affen. Dann aber wurde bekannt, dass andere Forscher diese Mantelpaviane in der Wildnis beobachtet und sie sehr wenig aggressiv gefunden haben. Der Zustand der Gefangenschaft, die Langeweile, die Beschränkung der Freiheit – das alles hat dazu geführt, dass sich die Aggression gesteigert hat, was unter natürlichen Bedingungen nicht vorkommt.

Ich will damit nur klarmachen: Beide, Mensch und Tier, verhalten sich im Gefängnis anders als in der Freiheit. Aber dann kam für die Menschen mit der ersten industriellen Revolution eine neue Situation, die eigentlich schon mit der Renaissance begonnen hatte und die sich bis in unser Jahrhundert hinein zugespitzt hat: Mit einem Mal hat *mechanische* Kraft die Energie von Tieren und Menschen, also die *natürliche* Energie, ersetzt. Die Maschine erzeugt nun die Energie, die bis dahin vom Lebendigen geliefert werden musste. Zugleich wurde die neue Hoffnung entfacht, dass man, wenn man diese Energie benutzen könne, einen Überfluss produzieren kann für alle Menschen, und nicht bloß für eine Minorität.

Dieser ersten folgte alsbald eine Revolution, die man die zweite industrielle Revolution nennt und die sich dadurch charakterisieren lässt, dass nicht allein menschliche *Energie* durch Maschinen ersetzt wird, sondern auch menschliches *Denken*. Ich spreche von der Kybernetik, von den Maschinen, die selbst die Produktion und andere Maschinen leiten. Mit ihr wurden und werden Produktionsmöglichkeiten so ungeheuer potenziert, dass man wirklich voraussehen kann, dass wir – wenn nicht vorher ein Krieg ausgelöst wird oder Hungersnöte oder Epidemien die Menschheit dezimieren werden – mit dieser neuen Produktionstechnik einen absoluten Überfluss [XI-322] erreichen können: Die gesamte Menschheit muss dann

nicht mehr in Not, nicht mehr in der Dürftigkeit, sondern kann im guten Überfluss leben – im nicht überflüssigen, vielmehr im überfließenden Überfluss, der die Menschen freimacht von der Angst vor dem Hunger, von der Angst vor der Bedrohung.

Nun hat jedoch diese moderne Gesellschaft noch etwas weiteres entwickelt, was es früher so nicht gab: Sie produziert nicht nur Waren, sondern sie produziert auch Bedürfnisse. Was meine ich damit? Die Menschen hatten immer Bedürfnisse: Sie wollten essen und trinken, in schönen Häusern wohnen usw. Aber wenn Sie sich heute umschauen, so stellen Sie eine zunehmende Bedeutung der Werbung und der Verpackung fest. Die Wünsche der Menschen kommen kaum noch aus ihnen selbst, sondern sie werden von außen geweckt und gesteuert. Auch der, dem es gut geht, kommt sich arm vor angesichts der Fülle der Angebote, derer er bedürfen soll. Es ist gar kein Zweifel, dass es der Industrie gelingen wird, die Bedürfnisse zu produzieren, die sie befriedigen will, ja muss, wenn sie im gegenwärtigen System existieren, das heißt Profit erzielen soll. Unser heutiges ökonomisches System beruht auf der maximalen Produktion und dem maximalen Konsum, während die Wirtschaft des Neunzehnten Jahrhunderts noch auf maximalem Sparen beruht hat. Was für unsere Vorfahren als ein Laster galt, nämlich etwas zu kaufen, wofür man das Geld noch gar nicht hat, das ist heute eine Tugend. Und umgekehrt: Wer bedürfnislos ist, keine Kredite aufnimmt, nur das Nötigste kauft, macht sich beinahe politisch verdächtig, ist ein merkwürdiger Mensch. Wer in Amerika keinen Fernsehapparat besitzt, fällt auf. Er ist offenbar nicht ganz normal. Wo soll das hinführen? Die ungehemmte Steigerung des Konsums wird einen Menschentyp hervorbringen, für den es ein Ideal, ja fast eine neue Religion gibt, die Religion des Schlaraffenlandes. Fragt man, wie sich der moderne Mensch das Paradies vorstellt, dann werden dort nicht mehr wie bei den Mohammedanern viele Mädchen erwartet (denn das war ja alles vom Männerstandpunkt aus gesehen), sondern man hat eher die Vision eines ganz großen Warenhauses, in dem es alles gibt und für das man immer auch Geld genug hat, um alles zu kaufen – möglichst ein ganz klein bisschen mehr als der Nachbar. Denn es gehört dazu, dass man sein Selbstgefühl davon bestimmt, dass man viel hat. Und wenn man der Beste sein will, dann muss man das meiste haben.

Die Frage, ob es nicht einmal genug sein könnte, wird verdrängt durch eine geradezu rauschhafte Produktions- und Konsumtionssteigerung. Obwohl die meisten Menschen in diesem ökonomischen System viel mehr haben, als sie



brauchen, kommen sie sich arm vor, weil sie dem Tempo und der Masse der Waren nicht gewachsen sind. So wird die Passivität verstärkt, auch der Neid und die Gier und schließlich das Gefühl einer inneren Schwäche, einer Ohnmacht, einer Unterlegenheit. Der Mensch erlebt sich nur noch als das, was er *hat*, und nicht als das, was er *ist*.

## 4. Die Krise der patriarchalen Ordnung

Wir haben gesehen: Die Konsumorientierung schafft ein Klima des Überflüssigen, des Überdrüssigen. Dieses Problem hängt eng mit einer Krise zusammen, die in der westlichen Welt herrscht. Sie wird meistens verkannt, weil man sich mehr für die Symptome als für die Ursachen interessiert. Ich meine die Krise der patriarchalisch-autoritären Gesellschaftsstruktur.

Was verstehe ich darunter? Lassen Sie mich zunächst an einen der größten Denker des Neunzehnten Jahrhunderts erinnern, an den Schweizer Gelehrten Johann Jakob Bachofen, der zum ersten Mal systematisch-wissenschaftlich aufgezeigt hat, dass die Gesellschaft von zwei ganz verschiedenen Strukturprinzipien bestimmt ist: dem mutterrechtlichen und dem vaterrechtlichen Prinzip. Wie unterscheiden sie sich?

In der patriarchalischen Gesellschaft, wie sie uns seit dem Alten Testament und seit Rom bekannt ist, besitzt und beherrscht der Vater die Familie. Wenn ich von Besitzen spreche, so ist das ganz wörtlich gemeint. Denn ursprünglich, im primitiven patriarchalischen Recht, sind Frau und Kind ebenso sehr Eigentum des *pater familias* wie Sklave oder Vieh. Er kann mit ihnen machen, was er will. Denkt man an die heutige Jugend, so scheinen wir uns von diesem alten Recht weit entfernt zu haben. Aber es kann nicht übersehen werden, dass in mehr oder weniger drastischer Weise dieses patriarchalische Prinzip in der westlichen Welt für ungefähr 4°000 Jahre gegolten hat.

In der mutterrechtlichen Gesellschaft geschieht das Umgekehrte. Die Person, die am meisten respektiert wird, bei der man nicht einmal von Herrschaft reden muss, sondern die unbestritten im Zentrum steht, ist die Mutter, die mütterliche Figur. Zwischen der väterlichen Liebe und der mütterlichen Liebe besteht ein großer Unterschied. Die väterliche Liebe ist ihrem Wesen nach immer nur eine bedingte Liebe. Sie hängt von der Erfüllung bestimmter Voraussetzungen ab. Wenn ich „väterliche Liebe“ sage, so meine ich nicht die Liebe des Vaters X oder Y, sondern die Vaterliebe im Prinzip. Max Weber hätte das einen „Idealtypus“ genannt. Der Vater liebt den Sohn am meisten, der seinen Erwartungen und Forderungen am meisten entspricht. Dieser Sohn wird auch am ehesten geeignet sein, der Nachfolger und Erbe des Vaters zu werden. In der patriarchalischen Struktur pflegt es einen

Lieblingssohn zu geben – für gewöhnlich ist es der älteste, aber nicht notwendigerweise. Wenn Sie einmal im [XI-324] Alten Testament lesen, dann werden Sie finden, dass es da immer einen Lieblingssohn gibt. Er wird vom Vater bevorzugt, „erwählt“. Er gefällt ihm, weil er ihm gehorcht.

In der mutterrechtlichen Struktur geht es anders zu. Die Mutter liebt alle ihre Kinder gleichermaßen; denn sie sind ausnahmslos Früchte ihres Schoßes und bedürfen ihrer Zuwendung. Wenn eine Mutter ihren Säugling nur nähren würde, sofern er ihr gefällt und gehorcht – dann würden die meisten Kinder sterben. Wie Sie wissen, tut ein Säugling gar nicht, was die Mutter will. Wenn die Mutter die patriarchalische Liebe hätte, so wäre das – biologisch, physiologisch – das Ende der menschlichen Rasse. Die Mutter liebt das Kind, weil es ihr Kind ist. Und deshalb entsteht in der mutterrechtlichen Gesellschaft keine Hierarchie, sondern die gleiche Liebe zu allen, die der Zuwendung bedürfen.

Wenn ich das hier so darlege, so referiere ich, sehr abgekürzt, Bachofen. In der patriarchalischen Gesellschaft ist das oberste Prinzip der Staat, das Gesetz, die Abstraktion. In der matriarchalischen Gesellschaft sind es die natürlichen Bande, jene Bande, die die Menschen verbinden. Sie brauchen nicht gedacht und gemacht zu werden, sie sind als natürliche einfach da. Wenn Sie sich einmal die Zeit nehmen wollen, die Antigone von Sophokles zu lesen, dann begegnet Ihnen all das, was ich hier anzudeuten versuche, nur viel ausführlicher und interessanter. Es wird der Kampf geschildert zwischen dem patriarchalischen Prinzip, das Kreon verkörpert, und dem matriarchalischen, das Antigone vertritt. Für Kreon steht das Gesetz des Staates an erster Stelle, und wer diesem Gesetz widerspricht, muss getötet werden. Antigone dagegen folgt dem Gesetz des Blutes, der Menschlichkeit, des Mitleids, und niemand darf dieses höchste aller Gesetze verletzen. Das Drama endet mit der Niederlage des Prinzips, das wir heute faschistisch nennen würden. Kreon ist dargestellt als ein typisch faschistischer Führer, der nur an eines glaubt: an die Macht, an den Staat, dem sich das Individuum total unterzuordnen hat.

In diesen Zusammenhang gehört auch die Religion. Die Religion des Westens ist seit dem Alten Testament eine patriarchalische Religion. Gott wird geschildert als große Autorität, der man gehorchen muss, im Unterschied etwa zum Buddhismus, in dem es eine solche autoritäre Instanz nicht gibt. Eng mit der patriarchalischen Gesellschaft verknüpft ist das Verständnis des Gewissens als verinnerlichte Autorität. Freud sprach vom Über-Ich und meinte die Verinnerlichung der Gebote und Verbote des

Vaters. Ich unterlasse etwas nicht mehr, weil der Vater zu mir sagt: Das darfst du nicht tun; vielmehr habe ich den Vater in mich hereingenommen, der „Vater in mir“ gebietet und verbietet. Aber im Grunde beruht die Gültigkeit dieses Gebots oder Verbots auf der des Vaters. Mit seiner Beschreibung des Gewissens beim Menschen in der patriarchalischen Gesellschaft hat Freud völlig recht gehabt; aber er hatte nicht recht, wenn er das Gewissen an sich beschrieb und den Zusammenhang mit der Gesellschaft außer Acht ließ. Denn es gibt in der nicht-patriarchalischen Gesellschaft ganz andere Formen des Gewissens. Ich kann und will darauf jetzt nicht eingehen. Aber immerhin möchte ich erwähnen, dass es im Gegensatz zum autoritären ein humanistisches Gewissen gibt. Dieses Gewissen wurzelt im Menschen selbst und teilt ihm mit, [XI-325] was für ihn, für seine Entfaltung, für sein Wachstum gut und förderlich ist. Diese Stimme ist oft sehr leise und wird gerne überhört. Aber sowohl im Bereich der Psychologie wie auch im Bereich der Physiologie haben zahlreiche Forscher Anzeichen dafür festgestellt, dass es so etwas wie ein „Gesundheits-Gewissen“ gibt, ein Gespür für das, was gut ist. Horcht der Mensch auf diese eigene Stimme, so gehorcht er nicht der Stimme einer fremden Autorität. Seine eigene Stimme lässt ihn auf ein Ziel gerichtet sein, das innerhalb seines Organismus körperlich und seelisch potenziell vorhanden ist und ihm anzeigt: Hier gehst du richtig, da gehst du falsch.

Dies alles muss man bedenken, wenn von der gegenwärtigen Krise der patriarchalisch-autoritären Ordnung die Rede ist. Wir sehen uns dabei mit einer sehr merkwürdigen Situation konfrontiert. Wir befinden uns im Westen im Prozess einer Auflösung der herkömmlichen Verhältnisse. Diese Auflösung, diese Krise hat, wie ich schon andeutete, etwas mit unserem Problem des Überflusses zu tun. Lassen Sie mich versuchen, das zu erklären. Je mehr der Mensch verzichten muss, umso mehr muss er im Gehorsam gedrillt sein, damit er gegen die Zumutung des Verzichts nicht rebelliert. Der Verzicht ist ihm ja aufgezwungen als eine von Gott oder dem Staat oder dem Gesetz oder von wem auch immer gewollte und für sinnvoll gehaltene Notwendigkeit. Gäbe es nicht den unbezweifelbaren Gehorsam, so könnten die Menschen auf den Gedanken kommen, keine Lust zu haben, weiterhin zu verzichten. Und eben das wäre äußerst gefährlich für jede Gesellschaftsordnung, in der Verzicht und Gehorsam unentbehrliche Strukturelemente sind. Die Gesellschaft, wie sie ist, könnte gar nicht mehr existieren, wenn diese Haltungen des Verzichts und des Gehorsams nicht durch psychologische Mechanismen und gesellschaftliche Veranstaltungen

tief in sie eingebaut wären. Aber wenn nun der Überfluss wächst, so nimmt die Einsicht in die Notwendigkeit des Verzichts und des Gehorsams zwangsläufig ab. Warum soll man sich einer Autorität, die einem Verzicht und Gehorsam nahelegt, unterwerfen? Man kann auch so fast alles haben, was man will. Das ist der eine Grund für die Krise.

Ein anderer Grund liegt wohl in der neuen Produktionstechnik. In der ersten industriellen Revolution, im 19. Jahrhundert und auch am Beginn des zwanzigsten, als man noch mit altmodischen Maschinen gearbeitet hat, musste der Arbeiter vor allen Dingen gehorchen, weil er nur durch seine Arbeit in der Lage war, seine Familie vor dem Hungern zu bewahren. Den Zwang zum Gehorsam gibt es zum Teil immer noch, und doch verändert sich alles rapide, weil sich die Produktionstechnik mehr und mehr verschiebt von der überholten Maschinenteknik zur modernen kybernetischen Technik. Dort aber ist jene Form autoritären Gehorsams, wie man ihn im vorigen Jahrhundert brauchte, nicht mehr notwendig. Heute arbeitet man im Teamwork und geht mit Apparaten um, die ihre eigenen Fehler meistens selber korrigieren. Der frühere Gehorsam wird ersetzt durch eine Disziplin, die nicht Unterwerfung fordert. Mit der kybernetischen Maschine spielt man, wie man Schach spielt. Das ist sicher übertrieben. Doch die Einstellung zur Maschine hat sich grundlegend gewandelt. Das einfache Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen wird seltener, ein Stil von Zusammenarbeit, von Interdependenz setzt sich durch. Dass das alles nicht so idyllisch und positiv ist, wie oft gesagt wird und wie es auch bei mir jetzt scheinen könnte, möchte ich nur nebenher betonen. Ich wollte nicht behaupten, dass die moderne Produktionstechnik [XI-326] von der Entfremdung freimacht und zur Selbständigkeit verhilft. Ich wollte nur auf wichtige Veränderungen gegenüber früher aufmerksam machen.

Ein weiterer Grund für die Krise der patriarchalisch-autoritären Struktur ist meiner Meinung nach in der offensichtlichen Tatsache der politischen Revolution zu suchen. Seit der Französischen Revolution haben wir eine Reihe von Revolutionen erlebt, die zwar nie erfüllt haben, was sie versprochen und vorhatten, die aber immerhin die alten Zustände erschüttert und die vor allem die autoritären Verhältnisse in Frage gestellt haben. Gehorsam, zumal Kadavergehorsam, blinder Gehorsam, ohne den das feudale Zeitalter sich nicht hätte behaupten können, wird langsam, aber sicher abgebaut. Schon der Umstand einer nicht gescheiterten, sondern zumindest teilweise erfolgreichen Revolution ist ein Beweis dafür, dass Ungehorsam siegen kann.

In der autoritären Moral gibt es eigentlich nur eine Sünde – das ist der Ungehorsam. Und es gibt eine Tugend – das ist der Gehorsam. Das wird zwar so nicht zugegeben, außer vielleicht in reaktionären Kreisen, aber im Grunde genommen steckt hinter der Erziehung, hinter der Wertebildung allenthalben die Überzeugung: Ungehorsam ist das Erzübel.

Wenn Sie etwa im Alten Testament lesen, was Adam und Eva getan haben, dann war das an sich nichts Schlechtes, im Gegenteil: Sie essen vom Baum der Erkenntnis und eröffnen mit dieser Tat überhaupt erst den Weg zur Menschwerdung. Aber sie waren ungehorsam. Und dieser Ungehorsam wurde ihnen von der Tradition als Ur- und Erbsünde ausgelegt. In der Tat: Ungehorsam ist in der patriarchalischen Struktur die Ursünde. Doch mit der Krise, mit dem Zusammenbruch, mit der Infragestellung der patriarchalischen Struktur wird nun auch der Begriff der Sünde ganz fragwürdig. Ich komme darauf noch zurück.

Neben der Revolution des Bürgertums, der Revolution der Arbeiter, vollzieht sich eine weitere, wichtige Revolution, die der Frauen. Mag sie auch gelegentlich etwas bizarre Formen annehmen, so hat doch tatsächlich die Frauenrevolution erstaunliche Fortschritte gemacht. Die Frauen waren wie die Kinder Objekt und Eigentum der Männer. Das ist anders geworden. Zwar werden sie gegenüber den Männern immer noch benachteiligt, zum Beispiel in der Bezahlung. Trotzdem hat sich ihre Stellung, ihr Bewusstsein wesentlich gefestigt. Und es spricht alles dafür, dass diese Revolution der Frauen weitergehen wird, genauso wie die Revolution der Jugendlichen und der Kinder. Sie werden ihre eigenen Rechte erkennen, artikulieren und vertreten.

Und endlich ein letzter Grund für die Krise der patriarchalisch-autoritären Gesellschaft, ich glaube, der wichtigste: Seit der Mitte unseres Jahrhunderts stellen viele, vor allem junge Menschen fest, dass sich diese Gesellschaft als nicht-kompetent erweist. Natürlich kann man sagen, wir haben doch fabelhafte Errungenschaften, die Technik hat Ungeahntes ermöglicht! Doch das ist nur die eine Seite der Sache. Die andere Seite ist, dass diese Gesellschaft ihre Unfähigkeit gezeigt hat, zwei große und viele weitere Kriege zu verhindern. Sie hat eine Entwicklung zugelassen oder gefördert, die auf den Selbstmord der Menschen zusteuert. Noch nie in der Geschichte haben wir auf so viel potenzielle Zerstörung gefasst sein müssen wie heute. Damit wird eine ungeheuerliche Inkompetenz an den Tag gebracht, über die keine technologische Perfektion hinwegtäuschen kann. [XI-327]

Wenn eine Überfluss-Gesellschaft, die es sich leisten kann, dem Mond Besuche abzustatten, nicht imstande ist, der totalen Vernichtungsgefahr entgegenzutreten, dann allerdings muss sie sich gefallen lassen, inkompetent genannt zu werden. Sie ist inkompetent angesichts der ökologischen Schädigungen, die das Leben bedrohen. Hungersnöte stehen bevor, in Indien, in Afrika, in allen nicht-industrialisierten Weltgegenden; aber es geschieht nichts außer ein paar Reden oder Gesten. Wir verschwenden und leben dahin, als ob wir nicht die Vernunft hätten, die Folgen zu sehen. Das ist ein Mangel an Kompetenz. Er hat das Vertrauen der jungen Generation in uns mit Recht geschwächt. Und ich meine, dass trotz aller Meriten unserer Erfolgsgesellschaft dieser Mangel an Kompetenz, den wichtigsten Problemen beizukommen, viel dazu beigetragen hat, dass man an die Struktur und die Wirkung der patriarchalisch-autoritären Gesellschaft nicht mehr glaubt.

Ehe ich auf die Folgen der beschriebenen Krise eingehe, möchte ich ausdrücklich hervorheben, dass die Überfluss-Gesellschaft auch in der westlichen Gesellschaft natürlich nur zum Teil existiert. Selbst in den Vereinigten Staaten leben beinahe 40 Prozent der Bevölkerung *unter* dem Lebensniveau, das man als ausreichend bezeichnet. Es gibt in Wirklichkeit zwei Schichten: eine, die im Überfluss lebt, und eine andere, von deren Armut man lieber nicht spricht. Zu Lincolns Zeiten unterschied man zwischen Freiheit und Sklaverei, heute müssen wir zwischen überflüssigem Überfluss und Not unterscheiden.

Alles, was ich hier über den *homo consumens* gesagt habe, gilt nicht für die in Armut lebende Bevölkerung, obwohl diese fasziniert ist von der wunderbaren Vorstellung, dass die, denen Luxus vergönnt ist, ein paradiesisches Leben führen. Die Armen sind die Komparsen im Schauspiel der Reichen. Dasselbe gilt für die Minoritäten, in den Vereinigten Staaten also speziell für die Farbigen, und nicht nur das, es gilt für die ganze große Welt, das heißt für zwei Drittel der Menschheit, die nie von der patriarchalisch-autoritären Gesellschaftsform profitiert haben, für die Inder, für die Chinesen, für die Afrikaner etc. Um die richtige Balance zu treffen im Hinblick auf autoritäre und nicht-autoritäre Mehrheiten, müssen wir uns klarmachen, dass die Überflussgesellschaft zwar nach wie vor dominiert, aber ganz anderen Traditionen und außerdem neuen Kräften gegenübersteht, die wir zu spüren bekommen haben und noch werden.





## 5. Das Fiasko der Religion

Obwohl die meisten Menschen bei einer Umfrage sicher antworten würden, dass sie an Gott glauben, und obwohl der Kirchgang immer noch beachtlich und das Bekenntnis zum Atheismus eher eine Seltenheit ist, kann nicht übersehen werden, dass die Religion von der Krise der patriarchalisch-autoritären Struktur unserer Gesellschaft in Mitleidenschaft gezogen worden ist. Auch Theologen haben deutlich erkannt und ausgesprochen, dass sich die Religion, wie wir sie kennen, in der Agonie befindet. Dieser Prozess währt schon Jahrhunderte, beschleunigt sich aber, je mehr wir uns der Gegenwart nähern.

Weil Religion eine doppelte Funktion hatte, ist auch ihr Fiasko ein Doppeltes. Die uns vertraute, wesentlich auf jüdisch-christlicher Tradition beruhende Religion hat sowohl die Funktion einer Naturerklärung wie auch die Funktion von moralischen Prinzipien, also einer Ethik. Diese zwei Funktionen haben nichts miteinander zu tun; denn wie Sie die Natur erklären, das ist eine Sache, und eine ganz andere Sache ist es, welche moralischen Prinzipien, welche Werte Sie haben. Ursprünglich waren die beiden Funktionen nicht geschieden. Dafür gibt es mehrere Gründe. Zunächst einmal war die Idee der Schöpfung der Welt durch einen Gott, der die höchste Intelligenz, die höchste Weisheit, die höchste Macht repräsentiert, eine tatsächlich einleuchtende, ja rationale Hypothese. Selbst wenn Sie sich heute als überzeugter Darwinist die Entwicklung der Welt, die Entwicklung des Menschen vorstellen als Folge der natürlichen Selektion oder Mutation, dann erscheint es immer noch so, als wäre die These von Gott als dem Schöpfer sehr viel einfacher zu begreifen und anzuerkennen als die These, der Mensch, wie er jetzt ist, sei das Produkt von vor Hunderten von Millionen Jahren von selbst erfolgten und in gewisser Weise dem Zufall oder zumindest den Selektionsgesetzen unterliegenden Prinzipien. Darwins Erklärung der Natur erscheint durchaus logisch und plausibel. Und doch ist sie unserem Bewusstsein fremd geblieben.

Der Mensch hat ja immer schon das Bedürfnis gehabt, auch in den primitivsten Zeiten, sich ein Bild von der Welt und ihrer Entstehung zu machen. Ganz alt ist zum Beispiel folgendes Bild der Weltentstehung: Es ist jemand getötet worden, dann ist sein Blut herabgeflossen, und aus dem Blut

wurden die Menschen gemacht, nein, nicht *die* Menschen, sondern nur die tapferen. Die Feiglinge und Frauen sind nicht aus dem [XI-329] Blut, sondern aus dem Fleisch der zwei Beine gemacht worden. Das ist die alte Version der Theorie von Konrad Lorenz, dass dem Menschen der Instinkt zu töten, die Blutlust eingeboren sei. Nur nahmen diejenigen, die an diesen Mythos glaubten, liebenswürdigerweise die Frauen von der Blutlust aus. Allerdings hat man sie dafür mit den Feiglingen in einen Topf geworfen. Das ist bis heute nicht viel anders geworden. Nach dem Vorurteil der patriarchalischen Gesellschaft haben die Frauen weniger Gewissen, sind sie eitler, sind sie feiger und unrealistischer als die Männer. Bekannterweise ist dies falsch. In vielen Fällen könnte man die Attribute umkehren. Die meisten Frauen wissen, dass ein Mann, wenn er krank ist, sich furchtbar anstellt. Er ist durchweg wehleidiger und unsicherer als eine Frau. Aber man sagt es nicht, um den Mythos zu erhalten. Hier geschieht im Grunde dasselbe wie bei der Rassenpropaganda: Was die Weißen über die Farbigen sagen, hat oft das gleiche Niveau wie das, was die Männer über die Frauen sagen. Und sogar Freud behauptet, die Frauen hätten weniger Gewissen als die Männer. Nun, wie man *noch* weniger Gewissen haben kann als die Männer, das ist schwer vorstellbar. Natürlich ist das nichts anderes als eine Propagandameldung über die Minderwertigkeit des Feindes, die man überall dort findet, wo eine Gruppe eine andere beherrscht und dafür sorgen muss, dass das Selbstbewusstsein der beherrschten Gruppe immer schön gedrückt bleibt, so dass keine Rebellion stattfindet.

Das war nur eine kleine Fußnote zu der einen Funktion der Religion, die Natur zu erklären. Diese Aufgabe erfüllte sie ganz gut, bis Darwin entdeckte, dass man sich, rational und wissenschaftlich betrachtet, die Entstehung der Welt, die Entstehung des Menschen, auch ohne die Idee eines Schöpfers erklären kann, nämlich nach den Gesetzen der Evolution. Ich sagte schon, das kann sich der Laie noch schwerer vorstellen als die Idee von Gott; aber für die Wissenschaft muss die Entstehung der Welt kein Rätsel mehr sein. Angesichts der Evolutionstheorie wird „Gott“ zu einer Arbeitshypothese und die Erzählung von der Erschaffung der Welt und des Menschen zu einem Mythos, zu einem Gedicht, zu einem Symbol, das zwar etwas ausdrückt, aber keine wissenschaftliche Wahrheit darstellt.

Indem die Menschen nicht mehr zu beeindrucken waren von dem Anspruch der Religion, die Natur zu erklären, hat sie sozusagen das eine Bein verloren. Es blieb ihr die Funktion der Verkündung moralischer Postulate. „Liebe den Nächsten!“ und „Liebe den Fremden!“, sagt das Alte Testament.

„Liebe deine Feinde!“ heißt es im Neuen Testament. „Gib dem Armen dein letztes Hemd!“ Will man solche Anweisungen ernst nehmen – wie kann man dann noch ein erfolgreicher Mensch in der modernen Gesellschaft sein? Man wird zum Trottel, steigt [die Erfolgsleiter] nicht hinauf, sondern hinab. Die Ethik der Bibel wird zwar gepredigt, aber nicht praktiziert. So fahren wir auf zwei Gleisen. Es wird Altruismus gepriesen, man muss Menschenliebe haben; zugleich verhindert Erfolgszwang das Praktizieren dieser Tugenden. (Ich muss allerdings einschränkend hinzufügen, dass man nach meiner Meinung sehr wohl ein guter Christ oder ein guter Jude sein kann, also ein liebender Mensch, ohne in dieser Gesellschaft verhungern zu müssen. Es kommt auf die Kompetenz an, die einer hat, und auf die Zivilcourage, die man braucht, um in der Wahrheit und in der Liebe zu bleiben, statt sein Selbst für die Karriere zu opfern.) [XI-330]

Immerhin, es ist eine Tatsache, dass die Moral des Christentums oder des Judentums unvereinbar ist mit der Moral des Erfolgs, der Rücksichtslosigkeit, des Eigennutzes, des Nicht-Hergebens, des Nicht-Teilens. Darüber brauche ich nicht lange zu reden. Das weiß jeder von Ihnen, wenn er sich diese Frage stellt. Außerdem ist diese Doppelgleisigkeit oft genug beschrieben und kritisiert worden. Kurzum: Durch die im modernen Kapitalismus praktizierte „Ethik“ ist der Religion das andere Bein amputiert worden. Sie kann nicht mehr die Repräsentantin von Werten sein, da man ihr auch in dieser Funktion nicht mehr traut. So hat Gott abgedankt sowohl als Schöpfer der Welt wie auch als Verkünder der Werte der Nächstenliebe und der Überwindung der Gier. Dennoch scheint der Mensch nicht ganz ohne Religion leben zu können oder zu wollen. Er lebt nicht nur vom Brot allein. Er muss eine Vision haben, einen Glauben, der sein Interesse erweckt und ihn aus einer bloß tierischen Existenz erhebt. Ein Rückfall in früheres Heidentum mit seinem Götzendienst dürfte gegenwärtig nicht attraktiv sein. Doch glaube ich, sagen zu können, dass sich in unserem Jahrhundert eine neue Religion entwickelt, die ich „Religion der Technik“ nennen möchte.

Die Religion der Technik hat zwei Aspekte. Der eine Aspekt ist das Schlaraffenland, das heißt die Vorstellung von einer ungehinderten, unbegrenzten Bedürfnisbefriedigung. Die Bedürfnisse werden immer wieder produziert, es gibt also kein Ende, und der Mensch wartet wie ein ewiger Säugling mit offenem Munde, gefüttert zu werden, mehr und mehr und mehr. Das Paradies ist das Erlebnis des absoluten Genusses, des falschen Überflusses, der passiv und faul macht. Das Ziel der Technik ist

die Eliminierung der Anstrengung.

Der andere Aspekt dieser Religion der Technik ist komplizierter. Der Mensch hat seit der Renaissance sein Denken darauf konzentriert, die Naturgeheimnisse zu durchschauen, zu verstehen. Die Geheimnisse der Natur aber waren zugleich die Geheimnisse ihres Schöpfers, jedenfalls zum Teil. Vierhundert Jahre hat der Mensch seine Energie darauf verwendet, die Geheimnisse der Natur zu erkennen, um sie beherrschen zu können. Die tiefste Intention war, der Natur, der Welt nicht nur beobachtend zuzuschauen, sondern sie selber machen zu können. Radikal zugespitzt müsste ich sagen (und es ist sehr schwer, hier die richtige Formel zu finden): Der Mensch wollte selber Gott werden. Was Gott gekonnt hat, will er auch können. Ich glaube, das Schauspiel, das wir gesehen haben, die Begeisterung bei dem Augenblick, da die Astronauten mit ihrem Stiefel dem Mond den Stempel aufgedrückt haben – das war ein heidnisch-religiöser Vorgang, ein erster Schritt auf dem Weg, auf dem der Mensch Gott wird und es wagt, seine Grenzen zu überschreiten. Auch in christlichen Zeitungen konnte man damals lesen: Das ist das größte Ereignis seit der Schöpfung der Welt. Nun, für Christen ist es ein bisschen unvorsichtig, nach der Schöpfung ein größeres Ereignis als das der Menschwerdung Gottes zu konstatieren. Aber das vergaß man in diesem Moment, in dem man subjektiv als wahr erlebte, dass der Mensch die Gesetze seiner Beschränktheit überwand, seine Erdschwere verlor und sich auf dem Pfad ins Unendliche bewegte.

Manches von dem, was ich sage, mag übertrieben klingen; aber ich möchte auf Tendenzen aufmerksam machen, die sich – noch unter der Oberfläche – vollziehen. Ist die [XI-331] hysterische Begeisterung für den Mondflug etwa nur ein Applaus für den Erfolg der Wissenschaft? Wohl kaum. Es gibt weit phantastischere wissenschaftliche Entdeckungen, mit denen man keine Katze hinter dem Ofen hervorlocken konnte. Nein, hier ist etwas Neues passiert, eine neue Form von Götzendienst bahnt sich an, in dem die Technik der neue Gott ist oder in dem der Mensch selbst zum Gott wird, und die Astronauten dabei die Hohepriester dieser Religion sind. Deshalb wurden sie bewundert. Doch dies darf man nicht zugeben, denn man ist ja Christ oder Jude oder zumindest kein Heide. Deswegen muss man die Dinge verschleiern, rationalisieren. Doch hinter diesem ganzen Versteckspiel bildet sich, so glaube ich, eine neue Religion, in der die Technik zur Großen Mutter wird, die alle ihre Kinder ernährt und zufriedenstellt. Ich weiß, das ist alles sehr schwierig; die Motive, aus denen diese neue Religion entworfen wird, vermischen sich auch. In jedem Fall aber verkündet diese

neue Religion keine moralischen Prinzipien, außer dem einen, dass man tun muss, was technisch möglich ist! Die technische Möglichkeit wird zur moralischen Verpflichtung, zur Quelle der Moral selbst.

Dostojewskij hat gesagt: Wenn Gott tot ist, dann ist alles erlaubt. Bisherige Moral, so nahm er an, beruhte auf der Anerkennung Gottes. Glaubt der Mensch nicht mehr an Gott, ist Gott nicht mehr eine Realität, die sein Denken und sein Handeln prägt, dann ist allerdings zu fragen, ob er nun ganz und gar unmoralisch wird, ob er sich an keinen moralischen Prinzipien mehr orientiert. In der Tat ist diese Frage ernst zu nehmen. Wenn man pessimistisch sein will, so kann man meinen, es sei tatsächlich so gekommen und unsere Moral sinke ständig ab. Da gibt es signifikante Unterschiede zwischen früher und heute. Zum Beispiel hat man 1914 noch zwei international geltende Regeln beachtet: Man hat im Krieg keine Zivilisten getötet und man hat Menschen nicht gefoltert. Heute werden selbstverständlich bei jeder Kriegführung Zivilisten getötet, weil Einschränkungen im Gebrauch der Gewalt nicht mehr anerkannt werden. Die Technik könnte solche Differenzierungen auch gar nicht zulassen. Sie tötet anonym, mit Knopfdruck. Da das Gegenüber nicht zu sehen ist, kommen Regungen des Mitleids, des Mitgefühls nicht auf. Und zweitens: Man foltert. Zwar bestreitet das jeder; aber es ist allgemein bekannt. Die Folter ist ein weitverbreitetes Instrument zur Erpressung von Informationen. Wir würden staunen, wenn wir wüssten, in wie vielen Ländern die Folter angewendet wird.

Vielleicht stimmt es nicht, dass die Grausamkeit wächst, aber es dürfte nicht zu leugnen sein, dass die Menschlichkeit abnimmt und mit ihr die moralischen Hemmungen. Das hat eine große Veränderung in der Welt mit sich gebracht. Auf der andern Seite erkennen wir, dass sich – namentlich in der jungen Generation – neue moralische Prinzipien Geltung verschafft haben, etwa im Kampf für den Frieden, für das Leben, gegen die Zerstörung und gegen den Krieg. Das sind nicht nur Phrasen, das ist die Wahrnehmung anderer, besserer Werte und Ziele bei vielen jungen (aber nicht ausschließlich jungen) Menschen. Millionen Menschen sind empfindlich geworden gegen die vielfältige Vernichtung von Leben, gegen die unmenschlichen Kriege, die nicht einmal der Selbsterhaltung dienen. Auch eine neue Moral der Liebe, im Gegensatz zum Konsum, deutet sich an, verzerrt vielleicht hier und da, aber doch eindrucksvoll im Protest gegen entleerte Formen und Formeln. Auch in der Selbstaufopferung im politischen Bereich finden [XI-332] wir Beispiele für eine neue Moral: in

zahlreichen Befreiungskämpfen und Bemühungen um die Selbstbestimmung. Es sind also Entwicklungen im Gang, die Mut machen und deretwegen ich glaube, dass Dostojewskij unrecht hatte, wenn er die moralischen Prinzipien mit dem Glauben an Gott verband. Der Buddhismus ist ein glänzendes Exempel dafür, dass es in manchen Kulturen durchaus moralische Prinzipien ohne die autoritär-patriarchalische Basis gibt. Sie gedeihen, wenn Sie so wollen, auf einer humanen Grundlage. Das heißt, der Mensch kann gar nicht leben, er wird verwirrt und unglücklich, wenn er nicht ein Prinzip kennt, das für ihn und die Umwelt als Prinzip der Lebensführung gelten kann. Dieses Prinzip soll ihm nicht von außen aufgezwungen, sondern es muss aus ihm selber evident gemacht werden. Auf die vielen Aspekte dieses Problems kann ich jetzt nicht eingehen. Aber ich wollte, wie schon anfangs erwähnt, zeigen, dass der Mensch ein tief in ihn eingewurzelttes Bedürfnis hat, moralisch zu handeln. Durch Unmoral verliert er seine Harmonie, sein Gleichgewicht. Und es ist Unmoral, wenn ihm – unter dem Vorwand von Moral – eingeredet wird, dass er töten muss, dass er gehorchen soll, dass er nur sein eigenes Interesse zu verfolgen hat, dass Mitleid ihn nur stören wird usw. Werden diese Stimmen zu laut, dann kann es dazu kommen, dass die eigene innere Stimme des humanistischen Gewissens nicht mehr zu hören ist. Dann wird jemand auch auf die Idee kommen, dass, wenn Gott tot ist, alles erlaubt sei.

## 6. Wider die Grenzen des menschlichen Wachstums

In der Moralkrise, die wir gegenwärtig durchlaufen, spielt die junge Generation eine besondere Rolle. Ich denke speziell an die radikalen unter den jungen Erwachsenen – wobei ich mit „radikal“ nicht diejenigen meine, die sich so nennen und die zu glauben scheinen, dass die Rechtfertigung jeder Art von Gewalt den Namen Radikalität beanspruchen kann. Viele junge Menschen sind nur kindisch statt radikal – Lenin hat sich darüber bereits geäußert in seinem Aufsatz über die Kinderkrankheiten des Kommunismus.

Aber es gibt weite Kreise unter den jungen Menschen, die radikal nicht allein in ihren politischen Forderungen sind, sondern in einem Punkte, der aufs Engste mit dem Thema meines vorigen Vortrags zusammenhängt, nämlich mit der Ablehnung der autoritären Moral. Dieser Aufstand richtet sich nicht bloß gegen die Autorität (gegen Autoritäten hat man in allen Revolutionen protestiert), sondern gegen das patriarchalische Prinzip und die in ihm verwurzelte und begründete Moral, nach der Gehorsam Tugend und Ungehorsam Sünde ist. In der Folge dieser Moral entwickelt sich ein Phänomen, das von erheblicher Bedeutung ist: Der Mensch bekommt Schuldgefühle, wenn er nicht tut, was er tun sollte. Anstelle dessen, was der Mensch nach seinem eigenen Herzen, nach seinem eigenen Gefühl, nach seiner eigenen Menschlichkeit tun sollte, wird er einer autoritären Ordnung unterworfen, die verletzt zu haben er mit Schuldgefühlen bezahlen muss.

Ich habe den Eindruck, dass es die Befreiung von den durch die autoritäre Moral verursachten Schuldgefühlen ist, die einen großen Teil der jungen Generation kennzeichnet und die sie für viele – auch für mich – so sympathisch macht. Sie haben mit dem Schuldgefühl, das der westlichen Menschheit in jüdisch-christlicher Tradition zweitausend Jahre lang eingepflegt worden ist und in dem die Angst vor dem Abweichen von der Norm weitgehend unser Handeln bestimmt hat, im Großen und Ganzen Schluss gemacht, ohne deshalb unmoralisch geworden zu sein. Vielmehr sind sie auf der Suche nach neuen Prinzipien der Moral.

Hier muss auch eine andere Erscheinung genannt werden, die ich für ein Merkmal der jungen Generation halte: die neue Ehrlichkeit. Man fühlt sich

nicht mehr in dem Maße wie frühere Generationen dazu genötigt, sich zu entschuldigen, zu rationalisieren [XI-334] und Dinge nicht beim Namen zu nennen. Dabei werden gelegentlich Ausdrücke verwendet, die keinen sonderlichen ästhetischen Rang haben und die manch einen abschrecken, der in überbrachten Konventionen erzogen worden ist. Entscheidend jedoch ist, dass da eine Ehrlichkeit zutage tritt, die ganz erheblich absticht von der typischen Unehrllichkeit, die in der bürgerlichen, patriarchalischen Struktur üblich ist, in der man immer verbergen muss, weswegen man sich schuldig fühlt, und in der man stets zu erscheinen hat, als wäre man der Inbegriff guter Eigenschaften. Dass man jemand ist, dem „nichts Menschliches fremd“ ist, durfte nicht zugegeben werden, weil man sich dann bereits an der Grenze zum Ungehorsam befand. Aber gerade wenn man erkennt und anerkennt, dass die Wirklichkeit des Menschen das Beste wie das Schlechteste in sich einschließt, wird man menschlich. Statt sich zu empören über unsere negativen Potenziale, kommt es darauf an, sie auch als einen Teil unseres Menschseins zu erleben.

Zu dieser neuen Ehrlichkeit hat, so scheint mir, Sigmund Freud sehr viel beigetragen. Er hat ja eine ganz neue Dimension der Ehrlichkeit eröffnet. Vor Freud hat es genügt, wenn jemand seine „guten Absichten“ beteuerte. Seit Freud jedoch das Unbewusste entdeckt und systematisch untersucht hat, genügen die Absichtsbekundungen nicht mehr; denn das Interesse gilt nun den unbewussten Motiven hinter den guten Absichten. So gelangt man zu dem Ergebnis, dass es kaum einen Unterschied macht, ob sich jemand seiner schlechten Absichten bewusst ist oder ob er nur geschickt genug war, sie zu rationalisieren und vor sich selber und vor anderen zu leugnen. Im Gegenteil: Vielleicht hat einer mit wirklich schlechten Absichten schon etwas mehr Ehrlichkeit erzielt als ein anderer, der seine schlechten Absichten aus seinem Bewusstsein verdrängt, der sie aber umso erfolgreicher verwirklichen kann, weil er sie in gute und tugendhafte Ideen zu verpacken vermag.

Seit Freud wird der Mensch damit konfrontiert, dass er nicht nur für sein Bewusstes und für seine „guten Absichten“, sondern auch für sein Unbewusstes verantwortlich ist. Seine Handlungen, nicht seine Worte allein sprechen für ihn. Es könnte sogar sein, dass die Worte überhaupt nichts besagen. Und daran ist nicht bloß Freud schuld, sondern ebenso die Erfahrung, dass die Menschen so verlogen waren, dass Kriege geführt und Hunderte von Millionen umgebracht worden oder einer „höheren Ehre“ wegen freiwillig in den Tod gegangen sind – und das alles eben auf Grund



von Lügen, von Parolen, so dass wir heute immer weniger beeindruckt sein sollten von dem, was die Menschen sagen. Worte und Gedanken sind billig und lassen sich auf die verschiedenste Weise verpacken. Deshalb fragen junge Menschen weniger: „Was hast du dir dabei gedacht?“, sondern sie dringen weiter vor. „Wie hast du gehandelt? Was waren deine Motive?“

Ich glaube, der Einfluss von Freud, diese Einführung einer neuen Ehrlichkeit, ist für die Entwicklung der westlichen Welt viel gravierender, als die ihm meistens zugeschriebene „sexuelle Revolution“. Die sexuelle Revolution, wenn man sie so nennen will, wäre wahrscheinlich auch ohne Freud gekommen – nämlich in einer ganz auf Konsum eingestellten Gesellschaft. Man kann ja den Menschen nicht dazu anhalten, alles zu wollen, was seine Sinne befriedigt, und ihm gleichzeitig sexuelle Entsagung nahelegen. In der Verbrauchergesellschaft wird auch die Sexualität selbstverständlich [XI-335] zum Konsumartikel. Davon leben inzwischen diverse Industrien, und es wird viel Geld ausgegeben, um für die Attraktivität von Sexualität zu sorgen. Das ist zwar im Vergleich zu früheren Zeiten eine Veränderung, aber keine Revolution. Und auf Freud kann sie sich schwerlich berufen.

Nein, was positiv neu sein dürfte, ist der Sachverhalt, dass in der jungen Generation Sexualität nicht mehr mit Schuldgefühlen verknüpft ist. Lassen Sie mich bei dem Zusammenhang zwischen Sexualität und Schuldgefühlen ein wenig verweilen. Wenn die autoritäre Ethik die sexuellen Begierden für „sündhaft“ erklärt, dann ergibt sich natürlich eine unerschöpfliche Quelle von Schuldgefühlen. Man könnte sagen, dass dann jeder von uns vom dritten Lebensjahr an ein gewaltiges Bankkonto an Schuldgefühlen besitzt. Da der Mensch, wie er ist, mit Notwendigkeit sexuelle Wünsche hat, so muss er sich schuldig vorkommen, wenn diese stigmatisiert werden. Die Restriktion der Sexualität führt zu Schuldgefühlen, die dann im Allgemeinen zur Aufrichtung und Aufrechterhaltung der autoritären Ethik benutzt werden.

Die junge Generation (zum Teil auch die ältere) scheint diese Sorte von Schuldgefühlen endlich über Bord geworfen zu haben. Und das ist ein ganz wesentlicher Fortschritt. Aber ich muss sogleich die Banalität hinzufügen, dass nicht alles Gold ist, was da glänzt. Durch die Konsumorientierung wird die Sexualität in Wirklichkeit immer mehr zu einer Verschleierung des Mangels an Intimität. Man ersetzt die menschliche Entfremdung durch körperliche Nähe. Aber körperliche Intimität schafft noch lange keine seelische Intimität. Die seelische Intimität, die wirkliche Übereinstimmung zweier Menschen, mag zwar mit der körperlichen Intimität

zusammenhängen, mag sogar von ihr eingeleitet und immer wieder bestätigt werden; aber sie ist durchaus nicht mit ihr identisch. Gerade wenn einem die seelische Intimität fehlt, liegt es nahe, die körperliche Intimität an ihre Stelle zu rücken, die, wenn man normal gebaut und veranlagt ist, auch recht leicht gelingt.

Die junge Generation, so sagte ich, erkennt die patriarchalische Ordnung und auch die Konsumentengesellschaft nicht an. Aber auch die Jugend verfällt einer neuen Art von Konsumismus, wie sich am Beispiel des Umgangs mit Drogen ablesen lässt. Die Eltern leisten sich Autos, Kleider, Schmuck, die Kinder nehmen Drogen. Der Griff nach der Droge mit der Neigung zu wachsender Abhängigkeit hat viele Gründe, die es sorgsam zu bedenken gilt; immer ist auch er ein Ausdruck des passiven, des faulen *homo consumens*, den die Kinder an ihren Eltern kritisieren, den sie aber mit anderen Vorzeichen selber darstellen. Auch diese Jugendlichen gehören zu den Menschen, die immer auf etwas warten, was von außen kommt: auf den Effekt der Droge, auf den Effekt der Sexualität, auf den Effekt der Rhythmen, die sie hypnotisieren, wegnehmen, mitreißen. Solche Rhythmen befördern nicht ihre Aktivität, sondern sie entführen sie wie in einer Orgie, wie in einem von Drogen erzeugten Zustand, in dem man sich vergisst, also tief passiv ist. Der aktive Mensch vergisst sich eben nicht, sondern er ist und wird dauernd er selbst. Er wird reifer, er wird mündiger, er wächst. Der passive Mensch ist, wie gesagt, der ewige Säugling. Was er konsumiert, ist am Ende gleichgültig; immer wartet er sozusagen mit offenem Mund auf die Flasche. Und dann wird er langsam zufriedengestellt, ohne etwas tun zu müssen. Keine seiner seelischen Kräfte wird dafür in Anspruch genommen, und zum Schluss wird er matt und müde [XI-336] und schläfrig. Der Schlaf, der dann einsetzt, ist oft eher eine Betäubung, eine Erschöpfung durch Langeweile als eine gesunde Regenerierung. Wieder mag diese Schilderung übertrieben erscheinen; aber ansatzweise machen mehr Menschen diese Erfahrung als wir meinen. Und die Bedürfnisse produzierenden Medien wiegen uns in dem Glauben, dass sich unsere Kultur nun einmal durch Konsum beweist.

Können wir eigentlich, so müssen wir fragen, in unserer Gesellschaft des schlechten, des überflüssigen Überflusses, den der Mensch gar nicht verdauen kann, der nichts zu seinem Lebendigsein beiträgt – können wir, wenigstens im Prinzip, noch den guten Überfluss schaffen? Lässt sich von dem Überfluss, den wir technisch produzieren können, in irgendeiner Weise ein guter, ein produktiver, ein dem Menschen und seinem Wachstum

zugutekommender Gebrauch machen? Es müsste möglich sein, wenn wir einsehen, dass es gilt, *die* Bedürfnisse zu steigern und zu befriedigen, die den Menschen aktiver, lebendiger, freier machen, so dass er nicht von Leidenschaften getrieben oder bloß auf Reize reagierend existiert, sondern dass er angeregt, aufgeschlossen, interessiert wird, seine in ihm angelegten Kräfte zur Entfaltung zu bringen und sich und andere zu beleben, zu bereichern, zu beflügeln. Das setzt natürlich voraus, dass sowohl die sogenannte Freizeit wie die Arbeitszeit anders organisiert werden müssen. Unsere Freizeit ist größtenteils nur Faulzeit. Gern vermittelt sie uns die Illusion der Macht, indem wir uns durch einen Knopfdruck am Fernseher die Welt ins Haus holen oder indem wir uns ins Auto setzen und die hundert PS des Motors mit eigener Potenz verwechseln. Wirkliche Frei-Zeit haben wir in dem Maße, in dem wir Bedürfnisse fördern, die im Menschen wurzeln und die zur Entfaltung seiner Aktivität führen. Die Arbeit muss deshalb aufhören, monoton und langweilig zu sein. Das Problem der Arbeitsorganisation lautet: Wie kann die Arbeit interessant, anregend, lebendig gemacht werden?

Hier stellt sich die grundsätzliche Frage nach dem Ziel unseres Arbeitens. Ist unser Ziel die Förderung von Produktion und Konsum? Oder ist das Ziel die Entfaltung und das Wachstum des Menschen? Meistens wird behauptet, das eine lasse sich vom anderen nicht trennen: Was gut ist für die Industrie, ist auch gut für den Menschen und umgekehrt. Das klingt wie eine schöne Idee von einer prästabilierten Harmonie, ist aber in Wahrheit ein großer Schwindel. Es ist unschwer zu beweisen, dass vieles gut war für die Industrie, was schlecht für den Menschen war. Das ist ja heute unser Dilemma. Wenn wir weitermachen wie bisher, geht der Fortschritt auf Kosten des Menschen. Deswegen haben wir eine Entscheidung zu treffen. Wir haben, biblisch gesprochen, zu wählen zwischen Gott und dem Kaiser. Das hört sich sehr dramatisch an; wenn man aber ernsthaft über das Leben spricht, dann wird es dramatisch. Es geht mir im Moment nicht nur um die Frage nach Leben oder Tod, sondern um die Frage des zunehmenden Totseins oder Lebendigseins im Leben. Alles kommt darauf an, lebendiger, lebensvoller zu werden. Darüber täuschen sich die Menschen immer hinweg. Sie leben, als ob sie zu leben aufgehört oder noch gar nicht zu leben begonnen hätten.

Nach dem Volksmund ist jeder ab Vierzig für sein Gesicht selbst verantwortlich. Damit soll gesagt sein, dass die eigene Lebensgeschichte zu erkennen gibt, ob einer sein [XI-337] Leben richtig oder falsch (nicht im Sinne

der Moral, sondern im Sinne seines einmaligen Seins) gelebt hat. Die glänzendsten Grabreden mit ihren Erfolgskatalogen können die eigentliche Frage nicht zudecken, der wir nicht ausweichen sollten: Waren oder sind wir wirklich lebendig? Leben wir – oder werden wir gelebt? Ich stimme Denkern wie Marx oder Disraeli zu, die überzeugt waren, dass Luxus kein geringeres Übel sei als Armut. Und unter Luxus verstanden sie dasselbe wie das, was wir hier als überflüssigen Überfluss beschrieben haben. Wenn wir aber statt dessen als Ziel einen überfließenden Überfluss anstreben, dann ist wohl klar, dass unsere Denk- und Lebensgewohnheiten ganz grundlegend verändert werden müssen. Der außerordentlichen Schwierigkeiten, die darin bestehen, solche Veränderungen der Verhältnisse herbeizuführen, bin ich mir selbstverständlich bewusst.

Ich glaube allerdings, dass diese Veränderungen nur herbeigeführt werden können auf Grund des tiefen Erlebnisses der Menschen, dass sie mehr Leben und weniger Routine und keine Langeweile wollen, sondern Möglichkeiten, die sie vitaler und spontaner, die sie freier und froher machen. Viele Völker (vornehmlich die technisch unterentwickelten) träumen, dass sie glücklich wären, wenn sie alles hätten, was die Amerikaner haben. Andererseits ist gerade in den USA die Zahl derer am größten, die erfahren haben, dass man mit all dem modernen Komfort eben nicht glücklicher wird, eher passiv, unpersönlich und manipulierbar. Die rebellierende Jugend stammt nicht von ungefähr zum größten Teil aus der Mittel- und Oberklasse, die den überdrüssigen Überfluss verkörpert. Dieser aber macht höchstens in der Phantasie glücklich, in der Einbildung, aber nicht in der Tiefe der Seele.

Mir scheint es außerordentlich wichtig, sich über ein Prinzip klar zu werden, dem wir für die Strategie der Kunst des Lebens unsere volle Aufmerksamkeit widmen müssten: Man verfehlt das Leben, wenn man konfligierende Ziele verfolgt und nicht durchschaut, dass sie sich widersprechen und ausschließen. Sie kennen das plausible Beispiel des Pawlowschen Hundes. Den hat man so trainiert, dass er Hunger bekommt, wenn er einen Kreis sieht, und dass er dem Essen abgeneigt ist, wenn er eine Ellipse sieht. Schließlich hat man den Kreis und die Ellipse einander so angenähert, dass der Hund sie nicht mehr unterscheiden konnte – und in diesem Konflikt wurde er krank und zeigte die klassischen Symptome der Neurose. Er wurde ängstlich, verwirrt und unsicher.

Ebenso wird der Mensch seelisch krank, wenn er konfligierende Ziele verfolgt. Er verliert sein Gleichgewicht, sein Selbstbewusstsein, sein Unterscheidungsvermögen. Er weiß nicht mehr, was gut für ihn ist. So

müssen wir uns zuallererst einmal unbestechlich fragen, was für konfligierende Ziele das sind, die wir verfolgen. Wieso vertragen sie sich nicht? Was für einen Schaden richtet der Konflikt in uns an? Diese Fragen sind nicht mit Reden und schon gar nicht mit Propaganda, die die Menschen fanatisieren, zu beantworten. Vielmehr sollte jeder Einzelne sich Rechenschaft zu geben versuchen mit der Überlegung: „Du lebst nur eine kurze Zeit – wer bist du und was willst du eigentlich?“ Wenn wir uns dem Überfluss, der schließlich Armut, Armseligkeit erzeugt, verschreiben, wird der Reichtum, der uns innewohnt und sich entfalten will, unterdrückt. Von der Entscheidung für den schlechten oder für den guten Überfluss hängt nicht mehr und nicht weniger als die Zukunft des Menschen ab.

## Literaturverzeichnis

Fromm, E., *Gesamtausgabe in 12 Bänden (GA)*, hg. von Rainer Funk, Stuttgart / München 1999, Deutsche Verlags-Anstalt und Deutscher Taschenbuch Verlag; die Bände I bis X erschienen 1980/1981 bei der Deutsche Verlags-Anstalt sowie 1989 beim Deutscher Taschenbuch Verlag; Band XI und XII der Ausgabe von 1999 enthalten sämtliche nachgelassenen Schriften.

Fromm, E., 1970j: *Die psychologischen und geistigen Probleme des Überflusses*, in: O. Schatz (Hg.), *Die erschreckende Zivilisation*, Salzburger Humanismusgespräche, Wien 1970, S. 35-58 (Europa Verlag); GA V, S. 317-328.

Fromm, E., 1972a: *Der Traum ist die Sprache des universalen Menschen*, in: H. J. Schultz (Hg.), *Was weiß man von den Träumen*, Stuttgart/Berlin 1972, S. 8-14 (Kreuz Verlag); GA IX, S. 311-315.

Fromm, E., 1974a: *Einführung*, in: H. J. Schultz (Hg.), *Psychologie für Nichtpsychologen*, Stuttgart 1974, S. 11-33 (Kreuz-Verlag); GA VIII, S. 71-90.

Fromm, E., 1974b: *Im Namen des Lebens. Ein Porträt im Gespräch mit Hans Jürgen Schultz*, GA XI, S. 609-630.

Fromm, E., 1974c: *Hitler, wer war er und was heißt Widerstand gegen diesen Menschen?*, GA XI, S. 365-378.

Fromm, E., 1975d: *Die Aktualität der prophetischen Schriften*, in: H. J. Schultz (Hg.), *Sie werden lachen – die Bibel. Überraschungen mit dem Buch*, Stuttgart/Berlin 1975, S. 67-72 (Kreuz Verlag); – GA VI, S. 77-81.

Fromm, E., 1976a: *Haben oder Sein. Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft (To Have Or to Be?)*, Stuttgart 1976 (Deutsche Verlags-Anstalt); *Haben oder Sein*, GA II, S. 269-414.

Fromm, E., 1977a: *Vita activa*, in: H.J. Schultz (Hg.): *Was der Mensch braucht. Anregungen für eine neue Kunst zu leben*, Stuttgart 1977 (Kreuz-Verlag), S. 9-17.

Fromm, E., 1983a: *Über die Liebe zum Leben. Rundfunksendungen*, hg. von Hans Jürgen Schultz, Stuttgart (Deutsche Verlags-Anstalt).

Fromm, E., 1983b: *Überfluss und Überdruß*, GA XI, S. 305-337.

Fromm, E., 1983c: *Über die Ursprünge der Aggression*, GA XI, S. 349-363.

Fromm, E., 1983d: *Wer ist der Mensch*, GA XI, S. 601-607.

Fromm, E., 1991h [1974]: *Ist der Mensch von Natur aus faul? (Is Man Lazy by Nature?)*, GA XII, S. 161-192

Marx, K., MEGA: Karl Marx und Friedrich Engels, *Historisch-kritische Gesamtausgabe (= MEGA)*. Werke – Schriften – Briefe, im Auftrag des Marx-Engels-Lenin-Instituts Moskau hg. von V. Adoratskij; 1. Abteilung: Sämtliche Werke und Schriften mit Ausnahme des *Kapital*, 6 Bände, zitiert: 1, 1 bis 6; 2. Abteilung: Das *Kapital* mit Vorarbeiten; 3. Abteilung: *Briefwechsel*; 4. Abteilung: *Generalregister*, Berlin 1932.

Marx, K., MEW Erg. I: *Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844*, in: Karl Marx und Friedrich Engels, *Werke (MEW)*, hg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Ergänzungsband I, Berlin (Dietz Verlag) 1968, S. 465-588.

[1] [Anmerkung des Herausgebers: Die persönliche Bekanntschaft Fromms mit dem Chefredakteur „Kultur“ des Süddeutschen Rundfunks in Stuttgart, Hans Jürgen Schultz, begann im Frühsommer 1970, als Schultz Fromm in einem Brief anfragte, ob er nicht einen in Salzburg gehaltenen Vortrag über den *homo consumens* (1970j) „zu einer Folge von vier oder sechs halbstündigen Funkreferaten“ für den Süddeutschen Rundfunk ausarbeiten wolle. Das Generalthema, so der Vorschlag von Schultz, könnte sein: „Überfluss und Überdross“. Fromm sagte zu. Die Aufnahmen sollten im Studio in Zürich am 2. Oktober 1970 gemacht werden. Die beiden verabredeten sich für den Vorabend im „Hotel Storchen“ in Zürich, in dem Erich und Annis Fromm bevorzugt abstiegen, wenn sie in Zürich ein Hotel brauchten. In einer Programm-Information des Südfunks Stuttgart vom Januar 1971 beschreibt Schultz die Begegnung so: „Erich Fromm, der einen ganzen Koffer mit Notizen und Skizzen mitgebracht hatte, legte alles Vorbereitungspapier auf die Seite und hielt seine Referate frei, ohne Manuskript, äußerst konzentriert, aber mit einem Temperament, das sich durch die Sterilität der Apparate nicht beirren ließ, sondern die Technik ungeniert übersprang und die paar Zuhörer am Regiepult kurzerhand in den Bann schlug.“ Tatsächlich hielt Fromm die meisten Vorträge auf diese Weise: Er notierte sich jeweils eine Gliederung seiner Gedanken zum Thema und einige Stichpunkte (von diesen Notizen haben sich im Nachlass noch viele erhalten, auch jene zur Vortragsreihe *Überfluss und Überdross*), um dann frei zu sprechen, wobei er aber immer im Studio ein Gegenüber brauchte.

Die Vorträge wurden erstmals am 3., 6., 10., 18., 24. und 31. Januar 1971 ausgestrahlt. Mit der Produktion dieser sechs Vorträge begann eine sehr fruchtbare Kooperation zwischen Hans Jürgen Schultz und Erich Fromm, die dazu führte, dass uns eine ganze Reihe Vorträge in deutscher Sprache im Originalton noch erhalten sind. Soweit die Vorträge nicht bereits 1980/81 in die zehnbändige *Erich Fromm Gesamtausgabe* Aufnahme fanden, wurden sie in die Bände XI und XII der zwölfbändigen *Erich Fromm Gesamtausgabe* aus dem Jahr 1999 aufgenommen. Im einzelnen handelt es sich um folgende Beiträge: *Der Traum ist die Sprache des universalen Menschen* (1972a, GA IX, S. 311–315); *Psychologie für Nichtpsychologen* (1974a, GA VIII, S. 71–90); *Im Namen des Lebens. Ein Porträt im Gespräch mit Hans Jürgen Schultz* (1974b, GA XI, S. 609-630); *Hitler, wer war er und was heißt Widerstand gegen diesen Menschen?* (1974c, GA XI, S. 365-378); *Die Aktualität der*

*prophetischen Schriften* (1975d, GA VI, S. 77–81); *Vita activa* (1977a – wegen der starken Überschneidungen mit den Ausführungen in *Haben oder Sein*, 1976a, GA II, S. 333–339 und dem ersten Vortrag von *Überfluss und Überdross*, 1983b, GA XI, S. 305–311, wurde der Vortrag *Vita activa* aus dem Jahr 1976 nicht in die GA aufgenommen); *Über die Ursprünge der Aggression* (1983c, GA XI, S. 349–363); *Wer ist der Mensch* (1983d, GA XI, S. 601–607).

Das gesprochene Wort Erich Fromms in deutscher Sprache hatte eine starke Wirkung auf die Zuhörerinnen und Zuhörer im deutschen Sprachraum. Selten gab es beim Rundfunk so viele Manuskriptwünsche wie bei Sendungen mit Erich Fromm; Jahre später noch, als die Rundfunksendungen als Buch (*Über die Liebe zum Leben. Rundfunksendungen*, 1983a) in gedruckter Form vorlagen, schnellten nach jeder Rundfunkausstrahlung die Verkaufszahlen des Buches in die Höhe.

Der Text der Vorträge *Überfluss und Überdross* folgt der Veröffentlichung in dem von Hans Jürgen Schultz herausgegebenen Sammelband *Über die Liebe zum Leben. Rundfunksendungen* (1983a), doch wurden stilistische Verbesserungen eingebracht. Für alle Vorträge und Interviews, die Fromm in diesen Jahren in deutscher Sprache gehalten und gegeben hat, ist typisch, dass das gesprochene Wort immer wieder Anglizismen enthält, die zwar transkribiert, aber teilweise für die Drucklegung geändert wurden. Die Anglizismen machen deutlich, dass das Deutsch von Fromm auch nach der Rückkehr nach Europa immer wieder vom Englischen her formuliert wurde. – Sämtliche Vorträge und Interviews dieser Reihe sind auch als deutscher O-Ton Fromms auf CDs erhältlich (E-Mail: [fromm-estate@fromm-online.com](mailto:fromm-estate@fromm-online.com)).

[2] [*Anmerkung des Herausgebers*: Eine ausführliche Schilderung dieses Experiments der sensorischen Deprivation findet sich in Fromms Beitrag *Ist der Mensch von Natur aus faul?* (1991h [1974], GA XII, S. 161–192).]



## Der Autor



Erich Fromm, Psychoanalytiker, Sozialpsychologe und Autor zahlreicher aufsehenerregender Werke, wurde 1900 in Frankfurt am Main geboren. Der promovierte Soziologe und praktizierende Psychoanalytiker widmete sich zeitlebens der Frage, was Menschen ähnlich denken, fühlen und handeln lässt. Er verband soziologisches und psychologisches Denken. Anfang der Dreißiger Jahre war er mit seinen Theorien zum autoritären Charakter der wichtigste Ideengeber der sogenannten „Frankfurter Schule“ um Max Horkheimer.

1934 emigrierte Fromm in die USA. Dort hatte er verschiedene Professuren inne und wurde 1941 mit seinem Buch „Die Furcht vor der Freiheit“ weltbekannt. Von 1950 bis 1973 lebte und lehrte er in Mexiko, von wo aus er nicht nur das Buch „Die Kunst des Liebens“ schrieb, sondern auch das Buch „Wege aus einer kranken Gesellschaft“. Immer stärker nahm der humanistische Denker Fromm auf die Politik der Vereinigten Staaten

Einfluss und engagierte sich in der Friedensbewegung.

Die letzten sieben Jahre seines Lebens verbrachte er in Locarno in der Schweiz. Dort entstand das Buch „Haben oder Sein“. In ihm resümierte Fromm seine Erkenntnisse über die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft. Am 18. März 1980 ist Fromm in Locarno gestorben.

## Der Herausgeber



Rainer Funk (geb. 1943) promovierte über die Sozialpsychologie und Ethik Erich Fromms und war von 1974 an Fromms letzter Assistent. Fromm vererbte dem praktizierenden Psychoanalytiker Funk seine Bibliothek und seinen wissenschaftlichen Nachlass. Diese sind jetzt im Erich Fromm Institut Tübingen untergebracht, siehe [www.erich-fromm.de](http://www.erich-fromm.de).

Darüber hinaus bestimmte er Funk testamentarisch zu seinem Rechteeverwalter. 1980/1981 gab Funk eine zehnbändige, 1999 eine zwölfbändige „Erich Fromm Gesamtausgabe“ heraus. Die Texte dieser Gesamtausgabe liegen auch der von Funk mit editorischen Hinweisen versehenen „Edition Erich Fromm“ als E-Book zugrunde.

# Impressum

E-Book-Ausgabe 2015

Edition Erich Fromm erschienen bei Open Publishing Rights GmbH,  
München

© 1983 The Estate of Erich Fromm;

für diese digitale Ausgabe © 2015 The Estate of Erich Fromm

für die Edition Erich Fromm © 2015 Rainer Funk

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Titelbildgestaltung: Sarah Borchert, München

ISBN 978-3-95912-072-2

# Inhaltsverzeichnis

Überfluss und Überdross in unserer Gesellschaft	3
Inhalt	4
1. Der passive Mensch	5
2. Die moderne Langeweile	12
3. Die produzierten Bedürfnisse	19
4. Die Krise der patriarchalen Ordnung	26
5. Das Fiasko der Religion	33
6. Wider die Grenzen des menschlichen Wachstums	39
Literaturverzeichnis	46
Der Autor	49
Der Herausgeber	51
Impressum	52